



University of Zurich  
Zurich Open Repository and Archive

Winterthurerstr. 190  
CH-8057 Zurich  
<http://www.zora.uzh.ch>

---

*Year: 2006*

---

## Gesellschaft und Raum: Konzepte und Kategorien

Backhaus, N; Müller-Böker, U

Backhaus, N; Müller-Böker, U. Gesellschaft und Raum: Konzepte und Kategorien. Zürich, 2006.  
Postprint available at:  
<http://www.zora.uzh.ch>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich.  
<http://www.zora.uzh.ch>

Originally published at:  
Zürich, 2006.

NORMAN BACKHAUS &  
ULRIKE MÜLLER-BÖKER

# Gesellschaft und Raum

Konzepte und Kategorien



## Gesellschaft und Raum

## Konzepte und Kategorien

Humangeographie

Herausgeberin:  
Ulrike Müller-Böker

**Norman Backhaus & Ulrike Müller-Böker**

**Gesellschaft und Raum**  
Konzepte und Kategorien

1. Auflage

Band 22  
Zürich 2006

Geographisches Institut  
Abteilung Humangeographie  
Universität Zürich  
Winterthurerstrasse 190  
CH-8057 Zürich  
Schweiz

**Gesellschaft und Raum: Konzepte und Kategorien /**  
Norman Backhaus & Ulrike Müller-Böker. – 1. Aufl. – Zürich, 2006  
(Schriftenreihe Humangeographie 22)

ISBN 3-906302-05-9

Erste Auflage 2006

© Norman Backhaus & Ulrike Müller-Böker  
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten

Druck:  
Druckerei der Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich

Umschlaggestaltung:  
Martin Steinmann

Layout:  
Norman Backhaus

Titelfoto:  
Ulrike Müller-Böker

Printed in Switzerland

ISBN 3-906302-05-9

# Inhalt

<b>Vorwort: Konzepte und Kategorien in der humangeographischen Forschung</b>	<b>9</b>
<i>Norman Backhaus &amp; Ulrike Müller-Böker</i>	
<b>Regionalisierung: eine konstruktivistische Perspektive</b>	<b>13</b>
<i>Norman Backhaus &amp; Urs Müller</i>	
<b>Regionalisierung und die Methode der Bildanalyse</b>	<b>31</b>
<i>Urs Müller &amp; Norman Backhaus</i>	
<b>Regionalisierung: Fallbeispiel Biosphäre Entlebuch</b>	<b>53</b>
<i>Urs Müller</i>	
<b>Stakeholder als sozialwissenschaftliches Konzept: Begrifflichkeit und Operationalisierung</b>	<b>73</b>
<i>Olivier Ejderyan, Urs Geiser &amp; Marc Zaugg Stern</i>	
<b>The household as an analytical category: concepts and challenges</b>	<b>103</b>
<i>Heidi Kaspar &amp; Michael Kollmair</i>	
<b>Data protection in qualitative research</b>	<b>125</b>
<i>Heidi Kaspar &amp; Ulrike Müller-Böker</i>	

## Autorinnen und Autoren

**Norman Backhaus** ist habilitierter wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter der Abteilung Humangeographie des Geographischen Institut der Universität Zürich (GIUZ). Seine thematischen Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Sozialgeographie, Globalisierung, Naturschutz und Ressourcennutzung sowie nachhaltige Entwicklung und Tourismus. Seine regionalen Schwerpunkte liegen in Südostasien und in der Schweiz.

**Olivier Ejderyan** ist Doktorand am GIUZ. Er schreibt seine Dissertation über Mitwirkungsprozesse im Rahmen von Gewässer-Renaturierungsprojekten in der Schweiz. Ein spezieller Fokus liegt auf den Konsequenzen der kollektiven Wissensproduktion. Zurzeit ist er mit der Ausarbeitung des eLearning Projekts 'Globalisation and Livelihood Options of People living in Poverty' (GLOPP) beschäftigt.

**Urs Geiser** ist promovierter wissenschaftlicher Mitarbeiter am GIUZ. Er forscht und lehrt zu Lebensunterhaltsstrategien und Ressourcennutzung in ländlichen Gebieten Südasiens. Ländliche Entwicklung als Handlungsfeld unterschiedlicher Akteure sowie Diskurs und Praxis von 'Partizipation' sind weitere Forschungsfelder.

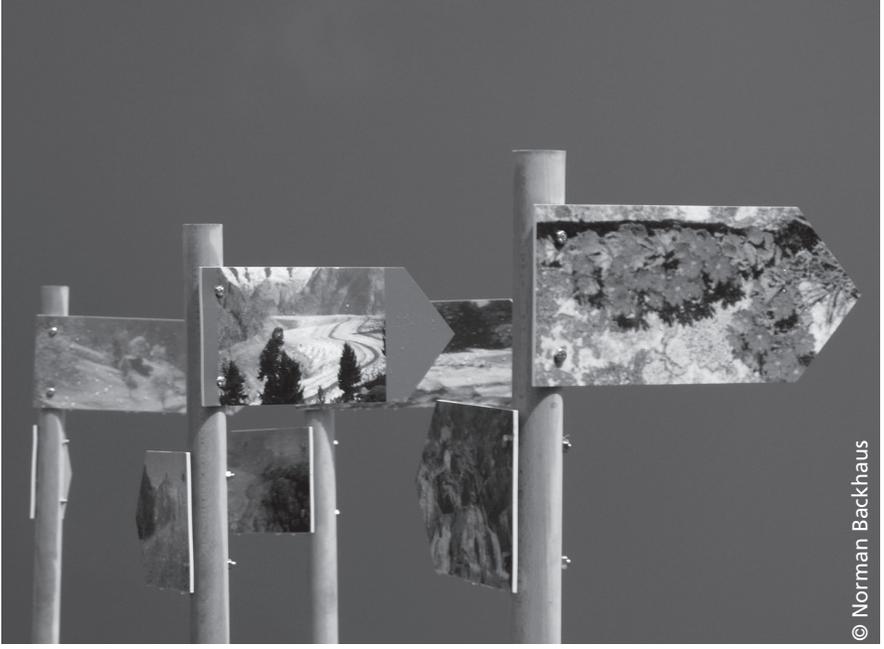
**Heidi Kaspar** ist diplomierte Geographin und arbeitet gegenwärtig am GIUZ im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Forschungsprojekts 'Nachhaltiges Entwerfen, Planen, Bewirtschaften und Aneignen öffentlicher städtischer Parkanlagen' (NFP 54) an ihrer Dissertation zur Thematik Raumaneignung und Interaktion im öffentlichen Raum.

**Michael Kollmair** ist promovierter Geograph und hat sich während seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit an der Universität Zürich mit Nepal und Ressourcenmanagement auseinandergesetzt. Heute arbeitet er als Programm-Manager für 'Culture, Equity, Gender and Governance' am International Centre for Integrated Mountain Development (ICIMOD) mit Sitz in Kathmandu.

**Urs Müller** ist promovierter Geograph am GIUZ. In seiner Dissertation hat er sich – im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes 48 'Landschaften und Lebensräume der Alpen' – mit der Rolle von Bildern im Prozess der nachhaltigen Entwicklung auseinandergesetzt. In der Lehre befasst er sich mit Sozialgeographie und speziell mit Regionalisierungen. Zur Zeit ist er Post-Doc-Stipendiat des Universitären Forschungsschwerpunktes 'Asien-Europa' der Universität Zürich.

**Ulrike Müller-Böker** ist zur Zeit Direktorin des GIUZ und hat den Lehrstuhl für Humangeographie inne. Sie leitet das Workpackage 'Livelihood options and globalisation' im National Centre of Competence in Research North-South (NCCR North-South) Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der geographischen Entwicklungsforschung, speziell in den Feldern 'Lebensunterhaltsstrategien', 'indigenes Wissen', 'Naturschutz' und 'Migration'. Ihre regionalen Schwerpunkte sind Süd- und Zentralasien.

**Marc Zaugg Stern** ist promovierter Oberassistent der Abteilung Humangeographie des GIUZ. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Definition und Umsetzung von raumwirksamen öffentlichen Politiken, gesellschaftlicher Umgang mit Risiken und der Einsatz von raumwirksamer Technologie sowie die Anwendung qualitativer und quantitativer Methoden.



© Norman Backhaus

# **Vorwort: Konzepte und Kategorien in der humangeographischen Forschung**

**Norman Backhaus & Ulrike Müller-Böker**

Die Beiträge in diesem Band befassen sich mit der Konzeption von Gesellschaft und Raum, insbesondere mit konkreten methodologischen Fragen, die sich in der humangeographischen Forschung stellen. Brennende und spannende Fragen, die von den Teilnehmern und Teilnehmerinnen des Forschungsforums Humangeographie am Geographischen Institut der Universität Zürich aufgebracht und diskutiert wurden! Die angesprochenen Themen sind Bausteine der humangeographischen Forschung, die in den gängigen Methoden-Lehrbüchern kaum angesprochen werden.

Die ersten drei Beiträge sind dem Thema der Regionalisierung gewidmet. In «REGIONALISIERUNG: EINE KONSTRUKTIVISTISCHE PERSPEKTIVE» wird dargelegt, wie durch alltägliche Handlungen der Raum bestimmte Bedeutungen erhält und damit strukturiert wird. Das damit verbundene und im Beitrag diskutierte Konzept der Raumeignung verdeutlicht, wie Vorstellungen über Orte oder Regionen die Möglichkeiten beeinflussen, sich in ihnen zu bewegen und sich ihre Ressourcen anzueignen. Im zweiten Beitrag «REGIONALISIERUNG UND DIE METHODE DER BILDANALYSE» befassen sich die Autoren mit Bildern, die eine wichtige Rolle spielen bei der Bedeutungszuweisung an einen Raum. Es wird dabei zwischen «Bildern in den Köpfen» und «konkreten» Bildern, zum Beispiel Fotografien, unterschieden. Wie Bilder im Zusammenhang mit Regionalisierungen analysiert werden können, dazu liefert dieser methodische Beitrag Ideen und Vorschläge. Die Anwendung der Bildanalyse wird in dem Beitrag «REGIONALISIERUNG: FALLBEISPIEL BIOSPHÄRE ENTLEBUCH» dargelegt, gleichzeitig aber auch die Bedeutung der Kontextualisierung. Zum einen bezieht sich dies auf den Kontext, in welchem Bilder stehen (Publikation, Umgebungstext, Thema etc.), zum anderen auf das soziale und kulturelle Setting.

In Projekten, bei denen es um nachhaltige Entwicklung geht, wird die partizipative Mitwirkung der Bevölkerung in Entscheidungsprozessen als wichtiger Aspekt gewertet. Wird die Bevölkerung überhaupt einbezogen und wenn ja, wer wird in welcher Weise involviert? Die Identifikation von so genannten «Stakeholdern», die einen Anspruch auf Partizipation haben oder haben sollen, ist jedoch schwierig. Dieser Frage widmet sich der Beitrag «STAKEHOLDER ALS SOZIALWISSENSCHAFTLICHES KONZEPT: BEGRIFFLICHKEIT UND OPERATIONALISIERUNG».

Viele Studien und Statistiken benutzen “Haushalt” als soziale Kategorie, um die – zumeist ökonomische – Situation seiner Angehörigen zu fassen und die Tätigkeiten und Strategien einer (Lebens-)Gemeinschaft zu gruppieren. Doch dabei wird die Situation der einzelnen Haushaltsmitglieder ausgeblendet oder das oftmals translokale Setting von Haushalten nicht zufrieden stellend abgebildet. Der Beitrag «THE HOUSEHOLD AS AN ANALYTICAL CATEGORY: CONCEPTS AND CHALLENGES» zeigt – speziell im komplexen Kontext von Migration – Gebrauchswert und Limiten des Konzepts auf.

Die Forschungsobjekte der Humangeographie sind Menschen, ihre Handlungen und vor allem ihre Äusserungen, die mittels quantitativer und qualitativer Methoden – insbesondere durch Befragungen – erhoben werden. Vieles, was die Befragten von sich preisgeben, ist nicht immer für andere Augen und Ohren gedacht. Der Umgang mit Informationen und denjenigen, die sie geliefert haben, muss deswegen mit Sorg- und Achtsamkeit erfolgen. Das bedeutet, dass – je nach Kontext einer Studie – die Anonymität der Befragten gewahrt werden muss. Gerade bei qualitativen Studien ist dies nicht immer einfach zu bewerkstelligen. Der letzte Beitrag *DATA PROTECTION IN QUALITATIVE RESEARCH* erörtert verschiedene Möglichkeiten der teilweisen oder vollständigen Anonymisierung, die den Schutz von Informanten und Informantinnen gewährt, ohne dabei den wissenschaftlichen Nutzen der Informationen zu schmälern.

Mit dem vorliegenden Band möchten wir sowohl mit jüngeren als auch erfahrenen Forschern und Forscherinnen die Früchte des Forschungsforums teilen, aber auch zu weiterführenden Debatten einladen.

Zürich im Dezember 2006

*Norman Backhaus & Ulrike Müller-Böker*



# **Regionalisierung: eine konstruktivistische Perspektive**

**Norman Backhaus & Urs Müller**

## **Zusammenfassung und Abstract**

### **Zusammenfassung**

Ein zentrales Thema der Sozialgeographie ist die Beziehung zwischen Menschen und ihrer Umwelt. Diese Beziehung wird hier aus konstruktivistischer und strukturationstheoretischer Sicht betrachtet, was uns angemessen erscheint, da damit auch Dinge sichtbar werden, die gemeinhin verborgen bleiben. Materielle Objekte und Raum werden dabei nicht als vorgegeben und objektiv angesehen, sondern als soziales Konstrukt, das sich auf Wahrnehmung und Bedeutungszuweisungen durch Akteure bezieht. Regionalisierung ist eine Konsequenz sozialer Handlungen im Raum und Regionen sind ihr Ergebnis. Damit werden Objekten und Orten Bedeutungen zugewiesen, die Strukturen für weitere Handlungen (der gleichen oder anderer) Akteure darstellen können. Die Möglichkeit, sich Raum anzueignen und Objekte (z.B. natürliche Ressourcen) nutzen zu können, ist mit Regionalisierungen verknüpft. Darum ist die Frage "wer kann sich Raum wie und aufgrund welcher Regeln aneignen und wer nicht?" ein wichtiger Gegenstand der Sozialgeographie.

### **Abstract**

The relationship between human beings and the environment is a central issue in social-geographical research. This relationship will be approached from the point of view of constructivism and the theory of structuration. We regard this as an appropriate approach, which makes things visible that usually remain hidden or unseen. Consequently, material objects and space are not regarded as given, nor as existing objectively. Instead, they are seen as social constructs that refer to perceptions and the attribution of meaning by actors or agents. Regionalisation is a consequence of such (social) actions within a spatial dimension, and regions are a result of this process. Thus, meaning is attributed to objects and space that can function as structures for further actions of the same (or other) actors. The possibility of appropriating space and of making use of objects (i.e. natural resources) is closely related to regionalisation. Therefore, the question "who can appropriate space and according to which regulations, and who cannot" is an important topic for social geography.

## **Handlung und Raum – das Thema der Sozialgeographie**

Die Art und Weise, wie Menschen mit dem Raum umgehen, hängt davon ab, mit welchen Bedeutungen sie ihn belegen, respektive wie sie ihn auf sich beziehen. Der Raum ist also nicht einfach ein Behälter (engl. container) von materiellen Dingen,

der menschliche Aktivitäten bestimmt. Damit ist bereits angedeutet, auf welche Weise wir uns dem Zusammenwirken von Mensch und Umwelt nähern möchten. Während in früheren geographischen Arbeiten z.B. die vertikale Gliederung des Raumes zur Erklärung von besonderen Eigenschaften und Verhaltensweisen der Menschen in Hochgebirgen (wie 'Marginalität', 'kulturelle Diversität' oder 'Krisenanfälligkeit') herangezogen wurde (z.B. Troll 1941, Krebs 1951, de Plauhof 1968, Grötzbach 1975 zit. in Müller-Böker 2002), möchten wir dieses Verhältnis differenzierter angehen. Denn die gleichen Alpen werden von verschiedenen Akteuren und Gruppen ganz unterschiedlich genutzt und wahrgenommen. Für Sennen sind sie ein Wirtschaftsraum, mit dem sie im Sommer einen Teil ihres Lebensunterhaltes bestreiten, für Snowboarderinnen stellen sie im Winter einen Ort des Spasses und Vergnügens dar, für indische Touristen sind sie ein Abbild des "Paradieses", für Transporteure sind sie ein Verkehrshindernis, das Kosten verursacht etc. So sind es auch nicht primär die speziellen physischen Gegebenheiten eines Gebirges, die für Marginalität oder Krisenanfälligkeit verantwortlich sind – z.B. können die Schweizer Gebirgskantone Glarus und Nidwalden in finanzieller Hinsicht nicht als marginal bezeichnet werden (Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2001 zit. in Müller-Böker 2002), und die Krise in Kashmir ist wohl eher ein Relikt der Kolonialzeit (Müller-Böker 2002). Die gleichen materiellen Komponenten werden also ganz unterschiedlich gewertet, genutzt und verändert.

Die Sozialgeographie analysiert die Beziehungen zwischen Menschen und ihrer Umwelt und untersucht, welche räumlichen Konsequenzen Handlungen haben. Räumliches und Gesellschaftliches hängt zusammen. Dies äussert sich einerseits in von Menschen geprägten Landschaftsbildern. Andererseits beeinflussen soziale Regeln in Verknüpfung mit räumlichen Bedingungen auch die Möglichkeiten von Individuen, an einem bestimmten Ort (oder Raumausschnitt) ihre Tätigkeiten verwirklichen zu können (Werlen 2000: 10). Diese Mensch-Raum-Beziehungen können über die Konzepte Regionalisierung und Rauman eignung gefasst werden. Menschliche Tätigkeiten, die eine bestimmte Raumrelevanz haben, werden dabei als sozial geprägt, bzw. eingebettet betrachtet und nicht als singuläre, von gesellschaftlichen Kontexten losgelöste individuelle Handlungen. Ziel sozialgeographischer Forschungen ist es, diese Mensch-Umwelt-Beziehungen zu beschreiben und zu analysieren, um damit ungleiche Zugangs- und Handlungsmöglichkeiten aufzudecken und zu erklären. Damit soll auch Wissen bereitgestellt werden, das versachlichte Diskurse ermöglichen und zu einer nachhaltigen Entwicklung beitragen soll. Der hier präsentierte Zugang stellt eine mögliche Betrachtung unter mehreren dar. Wir möchten ihn nicht als "Königsweg" verstanden wissen, sondern als angemessene Vorgehensweise, um nicht unmittelbar auf der Hand liegende Dinge sichtbar zu machen.

## **Grundannahmen einer handlungstheoretischen Sozialgeographie**

Der gesellschaftliche Kontext wie auch die Konzeption von Raum werden in den Sozialwissenschaften und in der Sozialgeographie auf unterschiedliche Weise interpretiert. Im Gegensatz zu systemtheoretischen Zugängen, welche ihren Fokus darauf legen, wie gesellschaftliche Normen individuelle Handlungen leiten oder gar bestimmen (vgl. Berghaus 2003; Korte 2001), wird hier zunächst eine akteurzentrierte Position eingenommen, welche auf die Handlungen von Individuen bzw. Akteuren und deren (räumliche) Konsequenzen fokussiert (vgl. Korte 2001; Miebach 1991; Reimann 1979; Werlen 2000; Zierhofer 1993). Eine wichtige Implikation des handlungstheoretischen Zugangs – und aus unserer Sicht ein grosser Vorteil der Theorie – ist, dass einerseits zwischen beabsichtigten und unbeabsichtigten Konsequenzen von Handlungen unterschieden werden kann und v.a., dass letztere nicht, wie beim Funktionalismus, als latente Funktion der Systemerhaltung (vgl. Craib 1992; Korte 2001) betrachtet werden. Vielmehr stellen Folgen von Handlungen Rahmenbedingungen dar für Folgehandlungen, durch welche soziale Systeme nicht nur stabilisiert, sondern auch verändert werden, sei dies in intendierter oder nicht-intendierter Weise.

### **Strukturierungstheoretische Sozialgeographie**

Die oft kritisierte Fokussierung der Handlungstheorien auf individuelle Handlungen (bzw. das Individuum), die eine Handlungsfreiheit suggeriert, die von den meisten Menschen nicht so wahrgenommen wird, wird durch den Einbezug von Strukturen, wie dies Giddens in der Theorie der Strukturierung (Giddens 1995; 1996), aber auch Bourdieu in der Theorie der Praxis (Bourdieu in: Dörfler, Graefe & Müller-Mahn 2003; Schwingel 2000) anstreben, korrigiert. Damit öffnet sich auch ein Weg für die Überwindung des Gegensatzes, dass einerseits Menschen als kreative Akteure verstanden werden können, welche die Bedingungen ihres Lebens kontrollieren, und andererseits das, was sie tun, als das Resultat von Kräften eines äusserlichen Systems, das ausserhalb ihrer Einflussnahme liegt, gesehen werden kann (Giddens 1993).

Die Theorie der Strukturierung möchte eine Brücke schlagen zwischen Theorien, die sich v.a. auf die Makroebene (z.B. Strukturalismus oder Funktionalismus) und solche, die sich auf die Mikroebene (z.B. Handlungstheorie oder symbolischer Interaktionismus) beziehen. Denn die Theorie geht von einer Dualität der Struktur aus, was bedeutet, dass Strukturen durch menschliche Handlungen produziert werden, aber auch das Medium menschlicher Handlungen sind. Darüber hinaus haben Strukturen neben einschränkenden auch ermöglichende Aspekte. So machen es die geltenden Regeln und Normen in einer Gesellschaft erst möglich, sinnvoll mit-

einander zu kommunizieren, auch wenn dies bereits eine gewisse Einschränkung aller möglichen Kommunikationsformen bedeutet. Strukturen in diesem Sinne existieren nur 'virtuell' als Erinnerungsspuren in den Köpfen der Handelnden. Virtuell bedeutet hier 'potenziell' oder 'scheinbar'. Das bedeutet, dass Strukturen aus strukturationstheoretischer Sicht an sich keine Existenz haben. Auch wenn Gedanken und Erinnerungen wie Daten auf einer Festplatte im Gehirn gespeichert sind, liegen sie selbst nicht in einer materiell zugänglichen Form vor, was ihre Kraft und Bedeutung jedoch keineswegs schmälert. In Bezug auf die Umwelt, die uns umgibt, bedeutet dies, dass Strukturen nicht in ihr zu finden sind, sondern in den Gedanken der sie Betrachtenden, Nutzenden und Gestaltenden.

Dies mag zunächst verwirren, da man bspw. die Errichtung einer Fahrstrasse auf eine Alp als Konsequenz menschlicher Aktivitäten und somit als materielle Struktur betrachten könnte. Auch wenn eine Strasse zweifelsohne materielle Komponenten aufweist, ist sie nur eine Strasse, solange sie von Menschen als solche wahrgenommen und genutzt wird (vgl. Jäger 1996). Ihre strukturellen Eigenschaften als Transportweg, oder aber als landschaftsverschandelndes Element, sind kognitiv und nur in den Köpfen der sich mit ihr auseinandersetzenen Individuen präsent (vgl. Giddens 1976 in: Craib 1992) und werden sichtbar in ihren Handlungen (z.B. wenn jemand die Strasse befährt oder sie als Wanderer meidet). Mitunter wird an dieser Betrachtungsweise kritisiert, dass die Materialität dabei aussen vor bleibt und somit wenig mit der Realität zu tun habe. Dem möchten wir entgegen, dass es genau darum geht, auch das Materielle zu erfassen, einzuordnen und zwar so, wie es unterschiedliche Akteure auch tun. Der Bauarbeiter, der eine Strasse baut, sieht darin vielleicht auch die Bedeutung eines Transportweges, mittels dessen (nach seiner Fertigstellung) bspw. der Viehtransport oder die touristische Erreichbarkeit eines Ortes verbessert wird. Doch hat sie für ihn vielleicht auch die Bedeutung 'Anstrengung' und 'Rückenschmerzen'. Diese werden nicht nur scheinbar, sondern ganz konkret verspürt, doch auch sie werden wahrgenommen, mit Bedeutung versehen, benannt und sind Rahmenbedingungen für weitere Handlungen, wie z.B. Pause machen, ein Arztbesuch oder auch das Sich-nichts-anmerken-Lassen. Genauso verhält es sich mit der Luft, die wir atmen und den Nahrungsmitteln, die wir zu uns nehmen müssen, um zu (über-)leben. Unsere eigene Körperlichkeit stellt auch eine materielle Rahmenbedingung für unsere Handlungen dar, mit ihren einschränkenden und ermöglichenden Konsequenzen. Die Einschränkung bezieht sich z.B. darauf, dass es unser Körper ohne Sauerstoff nicht lange aushält (trotzdem haben wir – am Rande bemerkt – die Möglichkeit, bewusst und beabsichtigt, CO anstelle von O<sub>2</sub> einzusatmen, was uns schadet oder gar umbringt). Die Ermöglichung kann sich darauf bezie-

hen, dass wir mit unseren Sinnen eine Speise als ‘Götterspeise’ oder ‘Schlangenfrass’ erfahren können.

Abb.1: Alpstrasse in der Surselva



Foto: N. Backhaus

Struktur ist somit Artefakten nicht immanent, Bedeutungen werden vielmehr von handelnden Akteuren zugewiesen, welche Strukturen als Erinnerungen verinnerlicht haben und sie in ihren Handlungen interpretieren und umsetzen. Man darf dabei nicht den Fehler begehen, ‘virtuell’ mit ‘unreal’ gleichzusetzen.

## Raum – eine soziale Konstruktion

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Raum bzw. was Raum überhaupt ist, wird im Alltag selten gestellt; Raum wird meist als vorgegeben und objektiv angesehen, als Gefäß, in welchem sich Handeln abspielt. Im aktuellen sozialgeographischen Diskurs wird jedoch – je nach gewähltem Zugang – Raum nicht als absolut und objektiv verstanden, sondern als soziales Konstrukt, das sich auf die Wahrnehmung und Bedeutungszuweisung durch Akteure bezieht (Glückler 1998). Es geht also nicht mehr darum, Raum als relationale Anordnung nur über

das Lageverhältnis zu bestimmen, vielmehr steht die Frage im Zentrum, was von wem wie mit welchem Recht und mit welcher Macht angeordnet wird und wie dadurch Räume entstehen, sich materialisieren, verändern oder verflüchtigen. Daraus folgt, dass die in der Geographie – aber auch im Alltag – oft verwendeten Begriffe wie ‘Region’, ‘Gebiet’ und ‘Ort’ (Crang & Thrift 2000) sich nicht auf einen bestimmten Raumausschnitt an sich beziehen, sondern auf die Bedeutungen, die ihm – bzw. bestimmten Objekten – zugeschrieben werden. Region verstanden als historisch gewachsene oder als administrative Einheit (z.B. die ‘Planungsregion Entlebuch’, die ‘Agglomeration Zürich’, die ‘Landschaft Davos’ oder der ‘Stadtkreis Wollishofen’) ist dann nur eine Bedeutung, die dieser Raumausschnitt neben anderen haben kann.

Bedeutungen entstehen durch soziale Praxis, die wiederum in spezifische kulturelle, gesellschaftliche Diskurse und physische Kontexte eingebettet ist. Diese konstruktivistische Vorstellung steht im Gegensatz zur Alltagsvorstellung ‘in einem Raum zu leben’, der vorgegeben ist und unabhängig von menschlicher Wahrnehmung besteht. Ein solches realistisches Raumverständnis hat wohl mit der ‘Seinsgewissheit’ (engl. ontological security; Giddens 1995; 1996) zu tun, bei der Individuen erwarten, dass Dinge so sind, wie sie sie wahrnehmen und damit auch nicht hinterfragen müssen. Doch aus konstruktivistischer Sicht wird Raum mit der Wahrnehmung jeweils neu konstituiert. Dies beginnt bereits mit der Wahrnehmung, die nicht nur durch die Begrenztheit unserer Sinne gefiltert, sondern auch sozial über unsere Raumvorstellungen vorstrukturiert wird. Die Raumerfahrung ist von diskursiv erzeugten – jedoch nicht unbedingt diskursiv bewusst verinnerlichten – Raumvorstellungen geprägt. Da Diskurse vielfältig sind und sich auch verändern können, kann sich auch die individuelle Wahrnehmung und Erfahrung von räumlichen Gegebenheiten, bzw. Relationen, verändern. So hat sich die Wahrnehmung des Alpenraumes während der letzten Jahrhunderte generell grundsätzlich gewandelt (vgl. StremLOW 1998), wobei zu beachten ist, dass auch diese Diskurse nicht determinierend sind, sondern jedes Individuum sich bewusst oder unbewusst damit auseinandersetzt. Was Individuen als ‘Raum’ betrachten, hat somit mehr mit ihnen selbst und ihrer sozio-historischen Einbettung als mit dem sie Umgebenden zu tun. Dementsprechend sind räumliche Strukturen als Formen gesellschaftlicher Strukturen zu betrachten.

### Regionalisieren – in Beziehung treten zum Raum

Eng verbunden mit dem Raumbegriff ist der Begriff ‘Region’. Regionen sind das Resultat von Handlungen, die als ‘Regionalisieren’ bezeichnet werden können (Hard 1994: 54). Dabei werden bestimmte physisch-materielle, in der Regel räumlich zusammenhängende Dinge mit einer Bedeutung versehen und mit mehr oder weniger Erfolg in die soziale Kommunikation eingebracht. Giddens versteht unter Region “ei-

nen sozial angeeigneten, über symbolische Markierungen begrenzten Ausschnitt der Situation, bzw. des Handlungskontextes, der an physisch-materiellen Gegebenheiten (Wänden, Linien, Flüssen, Tälern und so weiter) festgemacht werden kann. Damit wird der Bedeutungsgehalt von 'Region' an die soziale Praxis gebunden, als sinnhaftes Konstrukt verstanden" (Werlen 1999: 256). Regionen sind derart nicht als physisch-materielle Wirklichkeiten aufzufassen, sondern sie sind als Konstrukte und Bestandteile der sozialen Kommunikation zu betrachten – die eine mehr oder weniger offensichtliche Entsprechung in der physischen Welt haben können.

Was bedeutet es nun, Regionalisierungen als Handlungen im Sinne der Strukturationstheorie und Regionen als auf Raumausschnitte bezogene Strukturen zu verstehen?

Analog zu Strukturen existieren Regionen auch nur in den Köpfen. Die 'Region Entlebuch' bspw. wird verschwinden, sobald niemand mehr an sie denkt bzw. niemand mehr in der Lage ist, Zeichen und Symbole, welche die Region kennzeichneten, zu lesen und so ihre Bedeutung zu kennen. Das bedeutet natürlich nicht, dass der als Entlebuch bezeichnete Raum deswegen nicht mehr existiert. "Eine Regionalisierung ist nicht die Wirklichkeit, repräsentiert nicht die ganze Wirklichkeit [und] bezieht sich zuweilen auf gar nichts Wirkliches" (Hard 1994: 55).

## Abb. 2: Eine Regionalisierung der Biosphäre Entlebuch



Quelle: <http://www.biosphaere.ch/pages/kern.html>, 5.12.2003.

Regionen können eine unterschiedliche Dauer, Reichweite und Bekanntheit haben. Während z.B. die 'Region Entlebuch', die heute mit dem Begriff 'Biosphäre Entlebuch' konnotiert wird, durch die Unesco-Zertifizierung einen hohen Bekanntheitsgrad erlangt hat, den man durch Werbung mittels griffiger Slogans, gesetzlicher Grundlagen und Symbole aufrecht zu erhalten sucht (vgl. Abbildung 2), hat die 'Region Hexenwald' (vgl. Abbildung 3) für ein durch ein Gehölz streifendes Kind nurmehr kurze und individuelle Bedeutung. Mit einer neuen Imagekampagne für das Entlebuch wird schliesslich versucht, das alte Image des Entlebuchs als rückständig, hinterwäldlerisch oder gar als 'Armenhaus der Schweiz' durch ein attraktiveres zu ersetzen.

Abb. 3: Wald im Entlebuch: ein Hexenwald?



Foto: N. Backhaus

Der individuelle Akt der Regionalisierung ist wie andere Handlungen auch sowohl strukturierend wie auch strukturiert: Regionalisierungen können neue Regionen schaffen, sie beziehen sich dabei aber auf bestehende Strukturen. Dauerhaft bestehende, stabile Strukturen nennt man auch Institutionen (Giddens 1995: 69). Regionalisierungen beziehen sich also nicht nur auf wahrgenommene physisch-materielle Gegebenheiten, die mit einer Bedeutung versehen werden, sondern sie beziehen

bereits bestehende Bedeutungen aus vorangegangenen Regionalisierungen mit ein und in sehr vielen Fällen stabilisieren sie diese. Die Neu-Regionalisierung als 'Biosphäre Entlebuch' bezieht sich implizit auch auf das frühere 'Armenhaus der Schweiz'. Dabei haben verschiedene Akteure unterschiedliche Möglichkeiten zur Regionalisierung, je nachdem über wieviel Macht bzw. Ressourcen sie verfügen. Ein mächtiger Akteur oder ein mächtiges Kollektiv von Akteuren kann bspw. durch Landerwerb oder den Erlass von Gesetzen über Zugangsmöglichkeiten zu einem Gebiet entscheiden und damit eine (politisch-normative) Regionalisierung vornehmen, die für andere Akteure eine einschneidende Rahmenbedingung für ihre Handlungen und Regionalisierungen darstellen. Der strukturationstheoretisch verstandene Begriff 'Regionalisierung' bietet dabei ein Instrumentarium, das ermöglicht zu untersuchen, unter welchen sozialen Bedingungen räumliche Gliederungen entstehen und welche Bedeutungen sich daraus für die verschiedenen Akteure für jeweils spezifische Handlungen ergeben.

Naturschutzgebiete sind Beispiele von Regionalisierungen und damit Ergebnisse eines Strukturationsprozesses. Die Entstehung der Gebiete kann als Konstruktion eines sozialen und politischen Raumes verstanden werden, der bestimmte Nutzungen bzw. Aneignungsmöglichkeiten zulässt und andere ausschließt. Dabei sind einige davon klar durch Auflagen von Organisationen wie der Unesco oder der IUCN (International Union for Nature Conservation) sowie des Gesetzgebers geregelt (z.B. die Jagd oder die Art der landwirtschaftlichen Nutzung). Andere wiederum haben eher informellen Charakter, wie z.B. die ästhetische Schönheit, die mit einem Naturschutzgebiet in Verbindung gebracht wird.

Zusammenfassend kann "Regionalisierung" ... als 'Geographie-Machen' unter Berücksichtigung der strukturellen Komponenten des Handelns interpretiert werden" (Werlen 1997: 195). Daraus folgt, dass Individuen durch ihre (Alltags-)Handlungen ständig Regionen bilden, sie reproduzieren oder umgestalten. Die Grenzen solcher Regionen sind symbolischer Art und werden an physisch-materiellen Gegebenheiten festgemacht. Der Akt der Regionalisierung kann deshalb (analytisch) in eine mentale, soziale und physische Komponente zerlegt werden. Dies lässt sich an Grenzen zeigen, bei denen nicht a priori feststeht, wie stark ihre begrenzende Wirkung ist: Der Eingang zu einer v.a. von Männern frequentierten – aber prinzipiell allen zugänglichen – Bar kann für Frauen eine stärkere Grenze bilden (vgl. Scheller 1995) als ein (physisch eigentlich viel schwieriger zu überwindender) Gebirgszug, der eine Landesgrenze innerhalb der EU darstellt. Auf die Unterscheidung von physischen und mentalen Aspekten wird im Kapitel 'Regionalisierung und Raumanneignung' weiter eingegangen.

## Regionalisierung als Komplexitätsreduktionsstrategie

Die Bildung von Regionen beruht darauf, dass bestimmte physisch-materielle Gegebenheiten (respektive deren Interpretationen) als räumlich zusammengehörig beurteilt werden und deshalb als Einheit bestehen können. Regionalisierung fasst Ähnliches zusammen und grenzt von Andersartigem ab. Abstraktionen dieser Art haben für die Handelnden die bedeutende Funktion, die an sich überaus komplexe und unübersichtliche konkrete Welt überschau- und bewältigbar zu machen. In diesem Sinne sind (mentale) Regionalisierungen "Weltkomplexitätsreduktionsstrategien" (Hard 1994: 54), bei denen komplexe Gebilde auf einfache räumliche Figuren und Bilder reduziert werden. Es ist deshalb unangemessen, Regionalisierungen als richtig oder falsch beurteilen zu wollen, ihr 'Erfolg' misst sich primär an ihrer Brauchbarkeit zur Bewältigung des Alltags. "Nichts ist an sich brauchbar oder unbrauchbar, sondern nur brauchbar für jemanden, zu einer bestimmten Zeit und zu bestimmten Zwecken. Über jeder Wirklichkeit sind unendlich viele Regionalisierungen möglich, aber die Zwecke selektieren unter diesen Möglichkeiten. [...]. Anders gesagt, hinter Regionen und Regionalisierungen stecken Interessen und Programme" (Hard 1994: 54). Konzepte wie 'Heimat', 'Landschaft', 'Vater- und Feindesland' sind Beispiele relativ mächtiger Regionalisierungen, hinter deren Produktion und Aufrechterhaltung bestimmte Interessen stehen. Dass diese Konzepte derart bekannte und weitverbreitete Strukturen sind, liegt nicht zuletzt daran, dass sie über lange Zeit ein wesentlicher Inhalt der (schulischen und rekrutenschulischen) Sozialisation waren. In den letzten Jahren scheint sich auch der Begriff 'Region' selbst in diese Reihe emotionalisierter Regionalisierungen zu gesellen. Als Reaktion auf die Auswirkungen der Globalisierung (insbesondere der grenzenlosen Macht global agierender Player) wird vielerorts regionale Identität beschworen. Diese kann ein brauchbares Mittel sein, wenn es darum geht, auf dem Markt zu bestehen, indem bspw. sowohl die Aufmerksamkeit der KonsumentInnen wie auch der ProduzentInnen auf die Region und ihr Potenzial gesteigert wird. Emotionalisierte Simplifikationen wie 'Region' und 'regionale Identität' bergen aber einerseits die Gefahr, dass Differenzen (oder Gemeinsamkeiten) gesehen werden, wo keine zu sein brauchen, so dass 'die anderen' aus der Nachbarregion abklassiert werden. Wenn soziale Merkmale aufgrund räumlicher Kategorien geordnet und bewertet werden (und um 'Mehrwert' geht es ja schliesslich in der Marktlogik), droht immer der Fehlschluss, das räumlich nicht dazu gehörige auch als sozial minderwertig zu betrachten (Werlen 1993). Andererseits werden bestehende soziale Differenzen mittels räumlicher Kategorien verwischt und homogenisiert. Auf magische Weise beginnen Regionen so zu 'handeln' und fordern die Durchsetzung ihrer Interessen, die freilich oft nur die Interessen einer sozialen Gruppe sind, doch über

die Fiktion einer regionalen Identität bekommen diese den Anschein gemeinsamer Interessen (vgl. Bourdieu 1995: 37ff.).

### Regionalisierung und Raumaneignung

Eng verwandt mit der Tätigkeit des Regionalisierens ist jene der Raumaneignung. Diese beiden Begriffe werden synonym verwendet, doch hat jeder entsprechend seiner Herkunft besondere Gebrauchsvorzüge: Regionalisierung betont stärker das Produkt Region und ihr Entstehen, während der Begriff Raumaneignung seinen Schwerpunkt auf die Deutung und Inbesitznahme von Raumausschnitten legt. Beide Prozesse sind aber als – strukturierte und strukturierende – Handlungen zu verstehen. Das heisst, dass eine bestimmte Raumaneignung beeinflusst ist durch präsente, vorgängig gemachte Regionalisierungen dieses Raumes, dass sie aber auch neue Regionalisierungen zur Folge haben kann. Dabei können sowohl Regionalisierungen wie auch Raumaneignung rein mental vor sich gehen, sie können aber auch physische Konsequenzen haben. Es ist deshalb sinnvoll, Raumaneignung hinsichtlich ihrer mentalen und physischen Erscheinungsform zu unterscheiden. Zunächst soll aber grundsätzlicher auf den Aneignungsbegriff eingegangen werden.

Das Aneignungskonzept entstammt der marxistischen Gesellschaftstheorie insbesondere der kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie, als deren bekanntester Vertreter Alexejew N. Leontjew gilt (Jäger 2001: 78-111). Mit seiner materialistischen Tätigkeitstheorie versuchte Leontjew eine Vermittlung zwischen der subjektiven mentalen Welt und der objektiven materiellen Welt zu erreichen. Kerngedanke ist dabei, dass sich einerseits Bedeutungen durch das Tätigsein der Menschen vergegenständlichen, dass andererseits – wiederum durch das Tätigsein – die Menschen sich im umgekehrten Prozess der Vergegenständlichung die Bedeutungen der sie umgebenden materiellen Welt aneignen. Im Verlaufe der Sozialisation interiorisieren die Handelnden so aktiv die Bedeutungen der materiellen Welt. Für die Handlungsfähigkeit der Individuen sind v.a. jene Aneignungsprozesse relevant, welche als soziale Interaktion ablaufen. Die Handelnden orientieren sich dabei an verinnerlichten Bedeutungssetzungen anderer Handelnder, lernen gewissermassen von diesen. Bedeutungsstrukturen werden auf diese Weise reproduziert. Wichtig ist, dass die Bedeutungen der Objekte nicht den Gegenständen immanent sind und aus diesen herausgelesen werden könnten, sondern in den Köpfen der Handelnden liegen. Der Prozess der Aneignung ist keine Einbahnstrasse, auf welcher Bedeutungen von den Objekten zu den Handelnden fliessen. Ontologisch gesehen sind Gegenstandsbedeutungen nicht objektiv, sondern sozial konstruiert. Die Aneignung von Bedeutungen ist deshalb oft nicht zu trennen von Bedeutungszuweisungen (siehe oben).

Das allgemeine Konzept der Aneignung, verstanden als Verinnerlichen von Gegenstandsbedeutungen, wird von uns auf den Spezialfall der Rauman eignung angewandt, d.h. auf die Zuweisung von Bedeutungen an Raumausschnitte bzw. die Aneignung vorgängig strukturierter Raumbedeutungen und Raumbilder (Ipsen 1997). Die so verstandenen Rauman eignungen betrachten wir als mentale Rauman eignung, die sich auf eine physische Entsprechung bezieht.

Im physischen Sinne kann der Begriff Rauman eignung verstanden werden als Inbesitznahme des Raumes respektive Kontrolle über den physischen Raum. Er verweist darauf, dass die Handelnden sich einen Raum zu eigen machen können – bis hin zu ihrem Eigentum. Ein Raum ist dann von den Handelnden angeeignet, wenn sie die Möglichkeit haben, sich in ihm “frei zu bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können, [...] etwas den eigenen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen Gemässes tun und hervorbringen zu können” (Chombart de Lauwe zit. in Weichhart 1990: 38f.). Oder in anderen, stärker auf öffentliche Räume bezogenen Worten: “In einem von ihr angeeigneten Raumausschnitt verweilt und bewegt sich eine Person gerne, sie passt mit ihrer Art des Seins, ihrem Lebensstil hinein und weiss ihre Präsenz auch von den anderen Gesellschaftsmitgliedern akzeptiert. Die der gebauten Mitwelt eingeschriebenen sozialen Strukturen erfährt sie mehr als Möglichkeiten denn als Zwänge und kann sie dementsprechend nutzen. Angeeignete Räume bestehen aus Regionen relativer Handlungsfreiheit, die beeinflusst, erobert und durch eigene Aktivitäten gestaltet werden können” (Scheller 1995: 92).

Die markante Umkehr einer durch Handlungsfreiheit charakterisierten Rauman eignung ist Raument eignung bzw. Raument fremdung. Raument eignung meint das explizite Verbot, sich einen bestimmten Raum (weiter) aneignen zu dürfen wie dies z.B. Apartheidsregimes durchgesetzt haben. Klassische Naturschutzvorhaben regionalisierten den Raum so, dass die ursprünglich dort lebende und wirtschaftende Bevölkerung ihrer traditionellen Rauman eignungsformen enteignet wurde, während Flora und Fauna und zu einem gewissen Grad auch Naturfreunde diesen Raum in Besitz nehmen konnten (vgl. Müller-Böker, Kollmair & Soliva 2001). Die Raument eignung bedarf aber nicht unbedingt einer physischen Durchsetzung in Form von Zäunen oder Wächtern. Die Möglichkeit, sich einen Raum physisch anzueignen, kann auch durch sozial konstruierte und individuelle mentale Barrieren eingeschränkt sein, indem man z.B. glaubt, ein gewisser Raum sei nicht zu betreten (Bourdieu 1991; Giddens 1996; Scheller 1995).

Raument fremdung ist eine schwächere Form der als eingeschränkt erlebten Handlungsfreiheiten. Der aus der marxistischen Tradition stammende Begriff ‘Entfremdung’ drückt dabei aus, dass der Raum von den Handelnden nicht ihren Bedürfnissen entsprechend angeeignet werden kann. Die herrschenden Normen,

Regeln und Werte erlauben den Handelnden nicht die von ihnen gewünschte Handlungsfreiheit, wird diese aber dennoch vollzogen, werden die Akteure aus der gesellschaftlichen Perspektive wegen des abweichenden Verhaltens ('nonkonforme Aneignung') als sozial auffällig oder delinquent bezeichnet. Sofern möglich, werden sich die Handelnden aus den 'normalen' Strukturen zurückziehen und sich subkulturelle Räume relativer Handlungsfreiheit schaffen (Reutlinger 2003).

Dieses letzte Beispiel leitet über zu den mentalen Formen der Raumaneignung. Dadurch, dass die physische Aneignung eines Raumes in der mehr oder weniger gewünschten Form vollzogen werden kann, wird offensichtlich, dass die Handelnden bereits über Vorstellungen bezüglich der Art der Raumaneignung, also über mentale Raumaneignungen verfügen. Als mentale Raumaneignung wird hier die Deutung von Räumen bzw. räumlich ausgedehnten physisch-materiellen Gegenständen verstanden. Mentale Raumaneignung ist wie Regionalisierung eine Art, mit dem Raum in Beziehung zu treten, also eine Art der Welterfassung. Das Resultat sind Vorstellungen von der Welt (bzw. von Ausschnitten) darüber, was diese bedeuten, was von ihnen zu erwarten ist und wie man sich zu ihnen verhalten soll und kann (Topitsch zit. in Thabe 2002: 96). Die mentale Raumaneignung bedarf aber keiner physischen Präsenz im betreffenden Raum. Die Vorstellung von einem Kuba als Paradies, "das ganze Generationen mit der Seele suchten" (Hard 1994: 55), entstammt den Medien oder anderen Vermittlungen und braucht wenig mit der vor Ort erfahrenen Realität gemein zu haben (dies gilt übrigens auch für das gegenteilige Bild eines totalitären Kubas).

Physische Raumaneignung setzt im Prinzip immer eine mentale voraus, ist gewissermaßen das Resultat einer solchen, es sei denn, der Raum werde zwar physisch besetzt, aber dies geschehe unbewusst (z.B. bewusstlos) oder anders als beabsichtigt. Das physische Wandern in einem bestimmten Gebiet ist in der Regel das Resultat der mentalen Aneignung dieses Raums als Wandergebiet. Die mentale Raumaneignung braucht hingegen nicht zwingend in einer physischen zu resultieren. Raumdeutungen können im Kopf der Handelnden bleiben, ohne je in die materielle Welt zu gelangen. Meistens werden aber mentale Raumaneignungen Konsequenzen für andere Handelnde haben. Beispielsweise dann, wenn eine Person sich dazu entscheidet, aufgrund ihrer mentalen Vorstellung nicht ins Entlebuch wandern zu gehen ("dort regnet es eh") und mehr noch, wenn sie andere davon zu überzeugen versucht, es ihr gleich zu tun. Auch die Vorliebe vieler japanischer TouristInnen, Unesco-Kultur- und Naturerbe auf ihre Liste potenzieller Reisedestinationen zu setzen, hat Konsequenzen, z.B. für die Reiseunternehmen, die Destinationen und die Besuchten, aber auch für andere TouristInnen, die sich mit dieser Präferenz auseinandersetzen.

Es wird ersichtlich, dass mentale Raumeignung nicht zwingend eine affirmative Beziehung zu einem Raum sein muss, sondern diesen auch negativ deuten kann. Trotz der negativen Deutung kann es zu einer physischen Aneignung des Raumes kommen (bspw. durch Zwang oder Alternativenlosigkeit), dann allerdings in negativer Stimmung, was wiederum die weitere mentale Aneignung des betreffenden Raumes prägen dürfte.

So individuell Raumeignungen auch sein mögen, ihnen liegen soziale Strukturen zugrunde, welche die Aneignungsmöglichkeiten regeln, sei dies durch Gesetze zum Landerwerb oder durch Konventionen darüber, was als schön und ästhetisch gilt. Andererseits können Räume ganz unterschiedlich angeeignet werden, was spätestens dann, wenn die Raumeignungen physisch präsent werden, zu Konflikten führen kann.

### Fazit

Für die sozialgeographische Forschung bedeutet der konstruktivistische Zugang zu Mensch-Raum-Beziehungen, dass man nicht den Raum – wie immer man ihn konzipiert – an sich erforscht, sondern dessen Bedeutungen in der Form von Regionalisierungen und Raumeignungen. Dies ist über verschiedene Zugänge möglich. Die sozial geteilten Bedeutungen und Regionalisierungen lassen sich z.B. über die (qualitative und quantitative) Analyse von Diskursen (in den Medien, an politischen Veranstaltungen, in Diskussionsforen, aber auch am Stammtisch und an Kaffeekränzchen) ermitteln. Verschiedene Arten von Interviews können Einblick in individuelle Wahrnehmungen und Bedeutungszuweisungen geben, die wiederum in verschiedene Diskurse eingebettet sind. Ausserdem lassen sich Methoden der Ethnoscience anwenden, wie z.B. 'mental maps', Klassifikationen und Taxonomien von Objekten und Orten etc.

Der Vorteil an diesen Vorgehensweisen ist, dass sie unterschiedliche Ansichten, Regionalisierungen und Raumeignungen des selben Gebietes ermitteln und darstellen und erklären kann. Damit kann den von bestimmten Strukturen und Entwicklungen Betroffenen Wissen vermittelt werden, mit dem unterschiedliche Meinungen und Auffassungen besser diskutiert und Ansprüche verhandelt werden können.

## Bibliographie

- Berghaus, M. (2003): Luhmann leicht gemacht. Böhlau, Köln, Weimar, Wien.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.), Stadt-Räume. Campus, Frankfurt am Main, S. 25-34.
- Bourdieu, P. (1995): Sozialer Raum und "Klassen". In: Bourdieu, P. (Hrsg.), Sozialer Raum und "Klassen" / *Leçon sur la leçon*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, S. 7-46.
- Craib, I. (1992): Anthony Giddens. Routledge, London.
- Crang, M. & Thrift, N. (Hrsg.) (2000): Thinking Space. Routledge, London.
- Dörfler, T., Graefe, O. & Müller-Mahn, D. (2003): Habitus und Feld – Anregungen für eine Neuorientierung der geographischen Entwicklungsforschung auf der Grundlage von Bourdieus "Theorie der Praxis". *Geographica Helvetica*, 58(1), S. 11-23.
- Giddens, A. (1993): *Sociology. Polity*, Cambridge.
- Giddens, A. (1996): *Konsequenzen der Moderne*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Giddens, A. (1995): *Die Konstitution der Gesellschaft – Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Campus, Frankfurt/New York.
- Glückler, J. (1998): *Neue Wege geographischen Denkens? – Eine Kritik gegenwärtiger Raumkonzeptionen und ihrer Forschungsprogramme in der Geographie*. Verlag Neue Wissenschaft, Frankfurt am Main.
- Hard, G. (1994): Regionalisierung. In: Wentz, M. (Hrsg.), *Region*. Campus, Frankfurt am Main, S. 55-57.
- Hubbard, P., Kitchin, R. & Valentine, G. (Hrsg.) (2004): *Key Thinkers on Space and Place*. Sage, London.
- Ipsen, D. (1997): Elemente einer kulturellen Theorie des Raumes. In: Ipsen, D. (Hrsg.), *Raumbilder*. Centaurus, Pfaffenweiler, S. 6-19.
- Jäger, S. (1996): Die Wirklichkeit ist diskursiv, Vortrag auf dem DISS-Sommer-Workshop, 13.-15.6.1996, URL: <http://www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Artikel/Wirklichkeit.htm>, 12.12.2006.
- Jäger, S. (2001): *Kritische Diskursanalyse – Eine Einführung*. Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS), Duisburg.
- Korte, H. (2001): *Soziologie im Nebenfach: Eine Einführung*. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz.
- Krais, B. & Gebauer, G. (2002): *Habitus*. Transcript, Bielefeld.
- Miebach, B. (1991): *Soziales Handeln oder Verhalten? Soziologische Handlungstheorie – Eine Einführung*. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 12-28.
- Müller-Böker, U. (2002): Himalaya und Alpen: Äpfel mit Birnen vergleichen? In: *Forum Alpinum 2002, The Nature of the Alps*, Alpbach, S. 77-81.
- Reimann, H. (1979): *Handlungstheorie, Basale Soziologie: Theoretische Modelle*, Opladen, S. 121-138.
- Reutlinger, C. (2003): *Jugend, Stadt und Raum – Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters*. Leske + Budrich, Opladen.
- Scheller, A. (1995): *Frau Macht Raum: Geschlechtsspezifische Regionalisierungen der Alltagswelt als Ausdruck von Machtstrukturen*. *Anthropogeographie* Vol. 16, Zürich.
- Schwengel, M. (2000): *Pierre Bourdieu*. Junius, Hamburg.

## Regionalisierung – eine konstruktivistische Perspektive

- Searle, J.R. (1997): Die Konstruktion der Gesellschaftlichen Wirklichkeit – Zur Ontologie sozialer Tatsachen. rororo, Hamburg.
- Stremlow, M. (1998): Die Alpen aus der Untersicht – Von der Verheissung der nahen Fremde zur Sportarena – Kontinuität und Wandel von Alpenbildern seit 1700. Haupt, Bern.
- Thabe, S. (2002): Raum(de)konstruktionen. Leske + Budrich, Opladen.
- Weichhart, P. (1990): Raumbezogene Identität – Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. Erdkundliches Wissen (H. 102), Franz Steiner Verlag, Stuttgart.
- Werlen, B. (1993): Identität und Raum. Regionalismus und Nationalismus. In: Soziographie – Blätter des Forschungskomitees "Soziographie" der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, Nr. 7, S. 39–73.
- Werlen, B. (2000): Sozialgeographie. Haupt UTB, Bern.
- Zierhofer, W. (1993): Mensch-Umwelt-Beziehungen begreifen – Wie das Tun verstanden wird. In: Reichert, D. & Zierhofer, W. (Hrsg.), Umwelt zur Sprache bringen. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 13-22.



# **Regionalisierung und die Methode der Bildanalyse**

**Urs Müller & Norman Backhaus**

## Zusammenfassung und Abstract

### Zusammenfassung

Bilder haben im Alltag eine immer grösser werdende Bedeutung und in der Wissenschaft ist von einem *visual turn* die Rede, dem es Rechnung zu tragen gilt. Um den Einfluss von Bildern erforschen zu können, gilt es zunächst den Bildbegriff zu differenzieren. Direkten Einfluss auf bspw. die Aneignung des Raumes nehmen 'Bilder im Kopf', man denke an die Wahl von Ferenzielen oder an regionalpolitische Entscheide. Solche mentale Bilder lassen sich aber methodisch nicht direkt erfassen, weshalb der Rückgriff auf durch sie beeinflusste und sie beeinflussende materielle – sprachliche und visuelle – Bilder nötig ist. Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit visuellen Bildern ist zentral, dass die Wirkung von Bildern, d.h. ihre Bedeutung bzw. ihr Sinn, entscheidend von der kontextuellen Einbettung abhängt. Auf Seiten der Bildproduktion nimmt die Verankerung eines Bildes durch z.B. die Bildlegende oder den Ort, an dem das Bild erscheint, grossen Einfluss auf die Deutung des Bildes. Auf der Seite der Bildrezeption kann die Bildwirkung nicht losgelöst von sozio-historisch bedingten Erfahrungen und Interessen der Bildbetrachtenden verstanden werden, die als soziale Bilder bezeichnet werden können. Deswegen geht die Bildanalyse in mehreren Schritten vor. In diesem Beitrag konzentrieren wir uns auf die Analyse der Bilder an sich, ohne auf verschiedene Rezeptionsweisen oder Absichten der Bildproduzenten einzugehen. Thematisch orientiert sich die Bildanalyse an der Raumaneignung, die auf Bildern sichtbar ist bzw. von ihnen suggeriert wird und dies am Beispiel der Grossschutzgebiete 'Biosphäre Entlebuch' und 'Weltnaturerbe Jungfrau-Aletsch-Bietschhorn'.

Die Analyse von Einzelbildern wird zum Schluss zu einer Gesamtübersicht der Art der Raumaneignung aggregiert, was quasi zu einer erweiterten 'Arealstatistik' führt, die nicht auf den Realraum, sondern auf seine bildliche Repräsentation in den analysierten Publikationen bezogen ist.

### Abstract

Images have an increasing importance in our every-day life. In science, we talk about a *visual turn* that has to be accounted for. In order to be able to analyse the influence of images, the term 'image' requires explanation. 'Images in the mind' have a direct influence on the appropriation of space, e.g. in the choice of holiday destinations or political decisions about regional development. However, we cannot analyse such mental images directly. Therefore, material – verbal and visual – images have to be analysed first. The fact that the effect of images (i.e. their meaning or sense) depends stron-

gly on their context is crucial for the scientific analysis of images. On the one hand, images are embedded in their context (e.g. by the caption, or where they are located), which has great influence on their interpretation. On the other hand, the effect of an image cannot be understood independently of the viewer's socio-historical experiences and interests, which can be regarded as social images. Therefore, image analyses follow several steps. In this article, we concentrate on the analysis of material images, without going into different ways of image reception or production. Our analysis focuses on the topic of appropriation of space, which is visible in or suggested by images from the case studies 'Entlebuch Biosphere Reservation' and 'Jungfrau-Aletsch-Bietschhorn World Heritage Site'. Finally, the analysis of single images will be aggregated into a summary of spatial appropriation. Thus, a different kind of 'areal statistics', not based on real space but on its visual interpretation, will be produced.

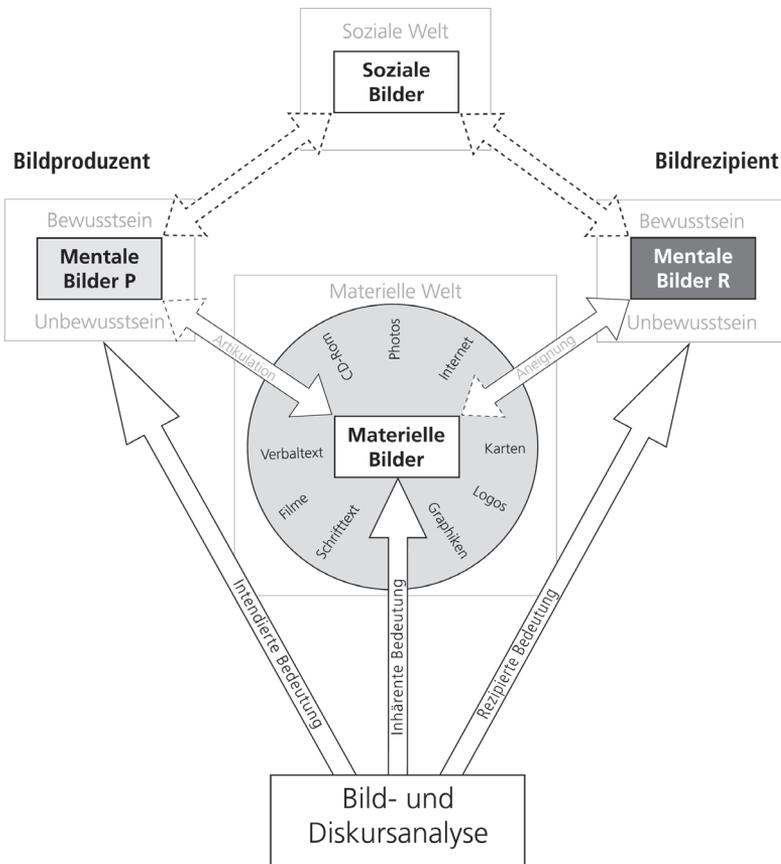
## Regionalisierung durch Bilder

Bilder können einen grossen Einfluss auf die Raumanerkennung haben. Dies hat zur Folge, dass die Forschungsgebiete nicht nur von den permanent oder momentan dort Anwesenden wahrgenommen, strukturiert und regionalisiert werden, sondern von einer Vielzahl von Menschen, die Bilder davon wahrnehmen oder wahrzunehmen glauben. Denn ohne einen Bezug vom Bild zum Abgebildeten – ob er der Realität entspricht oder nicht – kann keine Regionalisierung des betreffenden Gebietes vorgenommen werden. Der Bezug kann über den Kontext, in welchen das Bild eingebettet ist (Publikation, Begleittext, mündliche Erklärung etc.), oder aber über das Vorwissen der betrachtenden Person erfolgen. Bezüglich nachhaltiger Entwicklung kann die Raumanerkennung über Bilder bedeutsam sein, wenn man jene als diskursiven Prozess versteht. "Raumbilder sind interessengeleitet. Dies gilt sowohl, wenn sie bewusst geschaffen werden als auch für den Fall, dass eine bestimmte Sache oder eine Konstellation von Sachen sie mit Bedeutung auflädt. Deshalb gruppieren sich um ein Raumbild nicht selten Konflikte, in denen sich teils konkrete Interessen, teils Sichtweisen des als richtig empfundenen Lebens widerspiegeln" (Ipsen 1997: 14).

Mentale Vorstellungen bzw. Regionalisierungen von einem Gebiet können einen Einfluss auf den Diskurs haben, der über die nachhaltige Entwicklung einer Region geführt wird. Somit wird über das 'Image' (im Sinne von Bild) ein Image über das Gebiet (im Sinne von Regionalisierung) aufgebaut. Die Frage, die sich dabei stellt, ist wie ein solches Image, oder mentales Bild entsteht und ob und wie Nachhaltigkeit visualisiert werden kann.

Wir sind diesen Fragen konkret im Forschungsprojekt “The Power of Images – Their Creation, Reproduction, and Strategic Use in the Alpine Future”<sup>1</sup> nachgegangen. Als Fallbeispiele, auf die wir uns im Folgenden beziehen, haben wir zwei Naturschutzgebiete gewählt, die 2001 mit dem Unesco-Label ‘Biosphärenreservat’ (im Falle des Entlebuch) respektive ‘Weltnaturerbe’ (im Falle der Jungfrau-Aletsch-Bietschhorn-Region) ausgezeichnet wurden.

Abb. 4: Modell der Bild- und Diskursanalyse



Grafik: U. Müller

<sup>1</sup> Das Projekt ist Teil des Nationalen Forschungsprogrammes 48 (NFP 48) “Landschaften und Lebensräume der Alpen”.

## Methodische Aspekte von Regionalisierungen und Raumaneynungen

Mentale Bilder lassen sich methodisch nicht einfach erfassen. Bilder in den Köpfen sind der Erforschung nicht direkt zugänglich, sondern nur über ihre Materialisierung in bspw. Wort, Schrift oder Bild. So werden Bilder der Alpen in den Köpfen über ihr verdinglichtes Erscheinen als Visualisierungen wie hauptsächlich Fotografien erfasst – Abbildung 4 veranschaulicht dies.

Unter den *sozialen Bildern* sind kollektiv geteilte Wahrnehmungsweisen, Wertmuster, Bedeutungszuweisungen, Mythen etc. zu verstehen, die die Individuen im Verlauf ihres Lebens – vermittelt über materielle Bilder – verinnerlichen und die so zu ihren *mentalenen Bildern* werden. Soziale Bilder existieren selbst nur in den Köpfen der Individuen sowie verdinglicht in der materiellen Welt. Die verinnerlichten sozialen Bilder sind den Individuen in der Regel 'selbstverständlich' und finden laufend praktische Anwendung. Nur selten sind sie ihnen auch diskursiv bewusst.

Im Modell sind vereinfacht zwei Handelnde angedeutet: ein 'Bildrezipient' und ein 'Bildproduzent'. Der *Bildproduzent* ist Urheber eines konkreten Bildes wie z.B. einer Photographie oder eines gedruckten Bildtexts. Solche konkreten, "handfesten" Bilder werden hier als *materielle Bilder* bezeichnet, welche wiederum ein Teil der materiellen Welt insgesamt, des Realraums, sind. Die Produktion (Auftragserteilung und in der Folge auch Auswahl für die Publikation) eines Bildes erfolgt nach Massgabe der als Einstellung oder Haltung verinnerlichten Werte, Interessen und Bedeutungen, kurz: der mentalen Bilder. Der *Bildrezipient* ist der Betrachter eines produzierten Bildes. Von seiner verinnerlichten Stellung in der sozialen Welt hängt ab, ob er das produzierte Bild überhaupt zu Gesicht bekommt, ob er es betrachtet und wie er es deutet. Über die Wahrnehmung der materiellen Bilder werden die mentalen Bilder des Bildrezipienten und in der Folge sein weiteres Handeln beeinflusst. Insofern spielt die dem Betrachter insgesamt zur Verfügung stehende Bilderwelt, das Total der materiellen Bilder, eine grosse Rolle in der Ausprägung der je individuellen Vorstellungswelt und Handlungsmotivation.

## Methoden der Bildanalyse

Abbildung 4 weist auf drei Vorgehensweisen bei der Analyse von Bildern hin: erstens die Analyse der materiellen Bilder als solche, d.h. die Rekonstruktion ihrer inhärenten Bedeutung; zweitens die Analyse der Bildproduktionsseite, d.h. die Rekonstruktion der von den 'Bildproduzenten' intendierten Bildbedeutung und den ihnen bei der Umsetzung ihrer Intention zur Verfügung stehenden Mittel und schliesslich drittens die Rekonstruktion der von den Bildrezipienten wahrgenommenen Bildbedeutung

bzw. der Wirkung der Bilder auf die Rezipienten. Diese drei Analyseansätze beanspruchen zwar je eigene Forschungsrichtungen (Produkt-, Produktions- und Wirkungsanalyse), müssen aber in engen Zusammenhang gebracht und aufeinander bezogen werden, damit der (in Abbildung 4 modellierten) dreiseitig strukturierten sozialen Kommunikationspraxis bestehend aus Botschaft, Botschaftsproduzenten und -rezipienten Rechnung getragen werden kann (vgl. Müller-Doohm 1997). Es sollte jedoch nicht zu einer Vermischung der Ebenen kommen, denn es muss berücksichtigt werden, dass den Bildurhebern die Wirkungen und Folgen ihrer Produkte (insbesondere via stereotype und klischeehafte Bedeutungen) nicht zwangsläufig bewusst sein müssen. Die Erkenntnisse der inhärenten Bildanalyse sind in diesem Sinne unabhängig von den Auskünften der 'Bildproduzenten'. Gleiches gilt für die Seite der Rezipienten: Der Eindruck, den ein Bild auf den Betrachter ausübt, ist letztlich ein "Privatereignis" (Reichertz 1992: 143) und kann stark von Intentionen der Produzenten oder Erkenntnissen der inhärenten Bildanalyse abweichen. Zu einem umfassenden Verständnis des Kommunikationsprozesses gehören folglich alle drei Ansatzweisen.

Im Projekt "The Power of Images" beginnt die Analyse auf der Seite der inhärenten Bildbedeutung. Aus dieser Produktanalyse werden Hypothesen für die folgenden Analyseschritte generiert. In diesem Beitrag konzentrieren wir uns auf diesen ersten Schritt des Forschungsprozesses und stellen die dabei angewandte Methode vor (für Resultate vergleiche den Beitrag 'Regionalisierungen: Fallbeispiel Biosphäre Entlebuch').

### Produktanalyse

Das 'Produkt Bild' kann auf viele Arten analysiert werden (vgl. Doelker 1997; Müller 2003; Rose 2001). Man kann sich für Bildfunktion, Format, Fläche, Inszenierungsarten, Fokus, Farben oder Stilmomente interessieren oder für Myriaden verschiedener Bildelemente, um nur einige wenige Gruppen von Analysekatgorien zu nennen. Diese Kategorien können wiederum eher oberflächlich identifiziert und ihr Vorkommen ausgezählt werden (quantitative Inhaltsanalyse), oder sie können in detaillierten Einzelfallanalysen derart vertieft untersucht werden, dass für ein einzelnes Bild ausführliche Analyseberichte entstehen (semiotische oder hermeneutische Analyse).

Ausschlaggebend für die Wahl der Analysemethode und die dabei angewandten Analysekatgorien ist die Zielsetzung bzw. Fragestellung der Untersuchung. Das Ziel unserer Bildanalysen ist, die Art und Weise der auf den in Publikationen über die Biosphäre Entlebuch bzw. das Weltnaturerbe Jungfrau-Aletsch-Bietschhorn verwendeten Bildern gezeigten (potenziellen) Mensch-Raum-Beziehungen erfassen

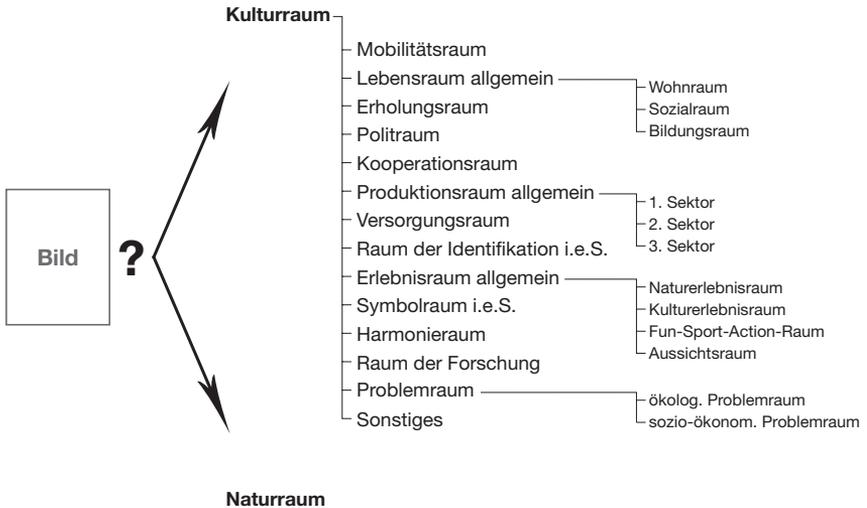
und diese im Hinblick auf Nachhaltigkeit beurteilen zu können. Damit das in den Publikationen produzierte Gesamtbild der Region erfasst werden kann, gilt es alle darin vorkommenden Bilder in die Analyse einzubeziehen. Diese Vielzahl an Bildern lässt sich nicht mittels eines qualitativen Zugangs (Einzelfallanalysen) bewältigen. Wir wählen deshalb einen inhaltsanalytischen Zugang, welcher ermöglicht, die in den Bildern sichtbaren Arten von Raumaneignungen zu erfassen.

### Kategorien der Raumaneignung

Die Kategorien der Raumaneignung (vgl. Abbildung 5) fassen die potenzielle Aneignung des zur Untersuchung stehenden Raumes. Dabei meint 'Raum' in diesem Fall die politisch-normativ begrenzten (Regionsgrenzen) und mit Namen versehenen Fallbeispielsregionen. Die Bilder in den Artikeln und Publikationen zu den entsprechenden Vorhaben werden als Repräsentanten der Beispielsregionen verstanden. Es wird anhand der publizierten Bilder untersucht, welche Beziehungen die Bilder zu den jeweiligen Regionen ausdrücken bzw. den handelnden Menschen nahelegen: Wie können die Handelnden mit der Region umgehen? Wie können sie sich in ihr verhalten? Welche Raumaneignung/-nutzung suggerieren die Bilder? Für welche Nutzung ist der Raum gemäss den Bildern gut? Da es sich bei den untersuchten Regionen um Modellregionen für eine nachhaltige Entwicklung handelt, zeigen die Bildanalysen den Betrachtern, welche Raumaneignungen Nachhaltigkeit (gemäss dem Verständnis der Bildproduzenten i.w.S.) zulässt.

Die Entwicklung der Raumaneignungskategorien folgt einem Wechselspiel von theoretischen Überlegungen und praktischer Anwendung der Kategorien auf das vorliegende Bildmaterial (deduktives *und* induktives Vorgehen). Ausgegangen wird dabei von den theoretisch bekannten Formen der Raumaneignung und ihrer Ordnung in gängigen Theorien (insbesondere im Rahmen des Konzepts der Multidimensionalität der Nachhaltigkeit). Vollständig – und somit auf das Bildmaterial anwendbar – wird die Kategorienliste erst, wenn sämtliche Bilder induktiv einbezogen und testweise kategorisiert sind. Das Ergebnis ist ein Set abstrakter Kategorien, das in seinen groben Zügen prinzipiell für die Analyse von Bildern *jeglicher* Region anwendbar ist. Die idealtypischen Visualisierungen der einzelnen Kategorien und zu einem gewissen Grad auch ihre Beschreibung variieren aber von Region zu Region, da Fotografien konkrete Gegebenheiten zeigen, d.h. einen lokalisierten Gegenstand 'repräsentieren'. So werden bspw. Bilder der Kategorie Naturraum andere idealtypische Naturausschnitte zeigen, je nachdem ob die Region hochalpinen, voralpinen oder mittelländischen Charakters ist, ob sie in den Alpen oder im Himalaya liegt usw. Das Analyseinstrument darf so gesehen zwar eine gewisse universelle Verwendbarkeit beanspruchen, muss aber jeweils anhand der regionalen Umstände geeicht werden.

Abb.5: Übersicht der Raumeignungskategorien



Grafik: U. Müller

Im Folgenden werden die Raumeignungskategorien vorgestellt. Es werden zentrale Bildinhalte und logische Abgrenzungen erwähnt, welche darüber entscheiden, ob ein Bild der entsprechenden Kategorie zufällt oder nicht (vgl. Merten 1983: 95ff.). Zudem wird jeder Kategorie eine idealtypische Visualisierung beiseitegestellt. Bei der Kategorisierung der Bilder wird zudem unterschieden, ob Kategorien *vorrangig* oder *nebensächlich* den Bildern zufallen. Während vorrangig sichtbare Raumeignungsformen das Bild dominieren, betreffen die nebensächlich sichtbaren in der Regel den Bildhintergrund. Für die Auswertung der Kategorisierung ist nun wichtig, welche der Kategorien exklusiv anzuwenden sind, d.h. andere Kategorien ausschliessen, und welche nebeneinander auf einem Bild vorkommen können. Die erste wichtige Unterscheidung ist jene nach *Naturraum* oder *Kulturraum*: Sämtliche Bilder fallen *entweder* unter die Kategorie *Naturraum vorrangig* oder *Kulturraum vorrangig*. Das (vorrangige) Vorhandensein beider Kategorien im gleichen Bild respektive ein Bild, das keiner der beiden Kategorien zuteilbar ist, ist gemäss den Definitionen von *Naturraum* und *Kulturraum* nicht möglich. Dagegen kann ein Bild der Kategorie *Kulturraum vorrangig* gleichzeitig *Naturraum nebensächlich* sein, bspw. wenn sich die kulturelle Tätigkeit oder das kulturelle Artefakt in einer Naturszenerie abspielen oder befinden. Die umgekehrte Kombination *Naturraum vorrangig* und *Kulturraum*

*nebensächlich* wird hingegen per Definition ausgeschlossen. Die nachfolgende Beschreibung der Kategorien sollte diesen Sachverhalt deutlich werden lassen. Die Feinaufschlüsselung der Kategorie *Kulturraum* in die weiteren Aneignungsformen lässt im Prinzip sämtliche der dazu verwendbaren Unterkategorien gleichzeitig zu, was erlaubt, den oft gehaltvollen Bildern gerechter zu werden als dies der Fall wäre, wenn mit exklusiven Kategorien gearbeitet wird. Allerdings muss die Möglichkeit solcher Mehrfachzuteilungen in der Auswertung berücksichtigt werden.

### **Naturraum**



Bilder der Kategorie *Naturraum* weisen keine Bildelemente auf, die (deutlich) auf eine anthropogene Nutzung des Raumes verweisen.<sup>2</sup> In diesem Sinne ist Naturraum negativ durch die Abwesenheit von kulturellen Artefakten und Handlungsweisen definiert, positiv als ‘Wildnis’ (sich selbst überlassene Natur). Der Raum ‘gehört’ der Natur; er ist über die Betrachtung ohne Eingreifen oder die Anschauung aus Distanz hinaus von den Menschen nicht weiter anzueignen. Auf den Bildern sind folglich keine Menschen sichtbar,

die sich in der Natur befinden und auch keine Wege, auf denen die Handelnden die Natur bspw. erleben könnten (dies wäre ein *Naturerlebnisraum*). Naturnahe Kulturlandschaften, die von der Bevölkerung oft als Natur par excellence aufgefasst werden, ordnen wir folglich den kulturellen Aneignungsspuren wegen nicht dem Naturraum zu.

Es sei hier noch angemerkt, dass aus konstruktivistischer Sicht auch *Naturräume* ein kulturelles Konstrukt sind, dass also hier nicht eine Dichotomie zwischen Kultur und Natur vertreten wird, sondern dass wir davon ausgehen, dass auch Natur Kultur ist, insofern es einer (kulturellen) Handlung entspringt, die Natur sich selbst zu überlassen. Weiter ist es wichtig zu sehen, dass die *Naturräume* sehr wohl für eine Nutzung gedacht sein oder verwendet werden können. Entscheidend ist aber, dass dieses Potenzial auf den betreffenden Bildern nicht ersichtlich ist, dass also die Repräsentationen der Region diese Aneignungsweisen gerade nicht zeigen und so die Region als ‘Wildnis’ darstellen.

### **Kulturraum**

Dem *Naturraum* steht der *Kulturraum* (und seine Subkategorien) disjunkt gegenüber: Bilder, auf denen Elemente menschlicher Aneignung (kulturelle Artefakte oder

<sup>2</sup> Unter Naturraum verstehen wir keineswegs nur von menschlichen Handlungen *völlig* unbeeinflussten Raum (den es kaum mehr gibt). Vielmehr sehen wir ihn als Resultat eines gewissen “Sich-Selbst-Überlassens”.

Tätigkeiten von Menschen) deutlich sichtbar sind, werden als *Kulturraum* kategorisiert. Sind auf einem Bild Menschen sichtbar, gibt die Tätigkeit, die sie ausüben, den Ausschlag für die weiterführende (Sub-)Kategorisierung. Bei Bildern 'menschlicher Spuren' oder 'kultureller Artefakte' geschieht die Zuteilung gemäss der Tätigkeiten, die durch das Dargestellte impliziert werden. Die folgenden Subkategorien des *Kulturraums* können also vorrangig nie gemeinsam mit *Naturraum vorrangig* vorkommen.

### *Erholungsraum*



Ein als *Erholungsraum* kategorisierter Raum zeigt Tätigkeiten der Regeneration und Erholung oder ihre 'Spuren'. Er verweist auf Gesundheit, Wellness, Wohlbefinden, Ruhe und Einsamkeit, Kraft, Energie, Sonne, reine Luft. Die hierfür konkret relevanten Bildelemente sind Menschen in leichter Bewegung wie beim Spazieren auf leicht begehbaren Wegen, beim Sitzen in der Sonne (oder auch Sitzbänke und ähnliches), Bilder aus Wellnessbereichen und/oder Wellness-tätigkeiten (wie Solarium, Gesundheitsbäder) etc.

### *Erlebnisraum (allg.)*

Sämtliche Arten der Raumaneynung können ein persönliches Erlebnis im Sinne einer eindrücklichen Erfahrung darstellen. Die Kategorie *Erlebnisraum* bezieht sich jedoch auf Erlebnisse in einem engeren Sinne: Gemeint sind Erlebnisse der folgenden vier Unterkategorien.

### *Erlebnisraum: Fun-Sport-Action-Raum*



Unter diese Kategorie fallen Tätigkeiten und/oder Artefakte, die sich durch einen relativ hohen körperlichen Aufwand auszeichnen – und sich so von z.B. Spazieren (= *Erholungsraum*) abgrenzen. Die sportliche Aktivität lässt einen 'Selbstzweck' erkennen und steht so in Kontrast bspw. zu einem *Naturerlebnis*, bei dem allfällige Aktivität dem Erleben der Natur dient. Zu dieser Kategorie gehören u.a.: Skifahren, sportliches Wandern wie Walking, Jogging, Klettern, Reiten, Golf, Schwimmen, Segeln, Fliegen, Deltasegeln etc.

### *Erlebnisraum: Naturerlebnisraum*



Der *Naturerlebnisraum* unterscheidet sich vom *Naturraum* durch die Sichtbarkeit des erlebenden Handelnden bzw. seiner Spuren. *Naturraum* wird dann zum *Naturerlebnisraum*, wenn das Bild auf die Rauman eignung 'Erleben der Natur' schliessen lässt. Der *Naturerlebnisraum* fasst Rauman eignungsformen wie Faszination für Natur, Naturerfahrung oder -entdeckung, Wandern in der Natur, Wandern um bei der Natur zu sein, Beobachten der Natur und ähnliches. Relevante Bildelemente können insbesondere auch

Naturinformationstafeln sein.

### *Erlebnisraum: Kulturerlebnisraum*



Wenn im *Naturerlebnisraum* die Aktivität auf Natur gerichtet ist, zielt sie im *Kulturerlebnisraum* auf das Erleben von Kultur. Da wiederum alle kulturellen Leistungen potenziell ein Erlebnis darstellen können, wird hier nur berücksichtigt, was ersichtlich als kulturelles Erlebnis inszeniert ist. Für Theater, Museen, Musikaufführungen, Ausstellungen, Vorträge, Brauchtum in Aktion etc. ist die Zuteilung unproblematisch. Schwieriger ist es zu beurteilen, wann Gebäude (bspw. auch moderne Architektur) dieser Kategorie zuge-

ordnet werden sollen. Fehlen auf dem Bild zusätzliche Zeichen wie Informationstafeln, die den Erlebniswert markieren, erfolgt diesbezüglich der Entscheid in der Regel über die Berücksichtigung des beigefügten Bildtextes und seiner Empfehlungen zum Umgang mit dem Gezeigten.

### *Erlebnisraum: Aussichtsraum*



Der *Aussichtsraum* umfasst Panoramen, weite Sicht (v.a. von der Höhe) etc. Es müssen aber entweder Handelnde sichtbar sein, die die Aussicht 'genießen', oder das Bild zeigt eine für die Handelnden zugängliche Aussichtsterrasse oder einen ähnlichen Aussichtspunkt.

### *Lebensraum (allg.)*

Der *Lebensraum (allg.)* bezieht sich nur auf den Lebensraum der Menschen und besteht aus den folgenden drei Unterkategorien *Wohnraum*, *Sozialraum i.e.S.* und *Bildungsraum*.

#### *Lebensraum: Wohnraum*



Der *Wohnraum* zeigt zum Wohnen geeignete Unterkünfte (Häuser und Wohnungen). Bilder ganzer Siedlungen fallen ebenfalls unter diese Kategorie, sofern sichtbar ist, dass die Siedlungen auch bewohnt sind (vgl. *Harmonieraum*). Als Hotels identifizierbare Gebäude fallen zusätzlich unter die Kategorie *Produktionsraum/3.Sektor*. Das nebenstehende Bild ist ein Beispiel sowohl für einen *Wohn-* wie auch für einen *Sozialraum i.e.S.*

#### *Lebensraum: Sozialraum i.e.S.*

Dieser umfasst im Prinzip alle sozialen Begegnungen im Raum, die nicht Folge oder Bedingung einer anderen Raumeignung sind. Namentlich gehören hierzu kommunikative Interaktion von Personen, Feste, sozialer Spass u.a. Auch Familienaktivitäten und ihre Spuren (z.B. Kinderspielflächen) gehören in diese Kategorie.

#### *Lebensraum: Bildungsraum*



Für den *Bildungsraum* stehen Schulen, Schulklassen, Kindergärten und Ähnliches. Die Bildung kann sich dabei sowohl an Jugendliche wie auch an Erwachsene richten. Überschneidungen mit *Kultur-* (z.B. Vorträge) oder *Naturerlebnisraum* (Bildung in und mit der Natur) sind häufig.

#### *Versorgungsraum*



Dieser ist gekennzeichnet durch Einkaufsmöglichkeiten. Bei Produkten (Nahrungsmitteln etc.) ist sichtbar, dass sie erworben werden können. Auch Verpflegungsmöglichkeiten wie Restaurants oder Cafés werden hierzu gezählt. Vom *Produktionsraum (allg.)* unterscheidet sich der *Versorgungsraum* dadurch, dass der Vorgang der Produktion bei letzterem nicht sichtbar ist. Abgebildet sind erwerbbar Pro-

dukte oder Zeichen, die auf die Möglichkeit zur Versorgung hinweisen (Läden, Preisschilder etc.). Der Grenzfall des kleinen Hausgartens ist als Versorgungsraum zu kategorisieren, sofern die sichtbare (grundsätzlich landwirtschaftliche) Produktion aus so kleinen Mengen besteht, dass nicht auf einen Verkauf der Produkte zu schliessen ist.

### *Produktionsraum (allg.)*

Die Tätigkeiten der Produktion sind im Idealfall sichtbar, mindestens aber deutliche Spuren, welche auf sie verweisen. Untergliedert wird diese Kategorie in die drei Sektoren der Produktion.

#### *Produktionsraum: 1. Sektor*



Der erste Sektor umfasst Land- und Forstwirtschaft inklusive Alpwirtschaft. (Regionale) Produkte gehören zu dieser Kategorie, sofern ihre Produktion sichtbar ist.

#### *Produktionsraum: 2. Sektor*



Zum zweiten Sektor gehören Gewerbe und Industrie. Beispielsweise auch die Energiegewinnung durch Wasserkraft.

#### *Produktionsraum: 3. Sektor*



Tourismus und Dienstleistungen im engen, deutlich sichtbaren Sinn, z.B. Hotels, Informationen, Banken, Bahnschalter etc. Potenzielle touristische Aneignung des Raumes i.w.S. ergibt sich durch die Kombination von Tourismus/ Dienstleistungen i.e.S. mit Erlebnis- und Erholungsraum, die potenziell touristische Aktivitäten aus Konsumentensicht darstellen und so in Wert gesetzt werden können.

### Raum der Forschung



Der *Raum der Forschung* bezieht sich auf wissenschaftliche Tätigkeiten und ihre Spuren. Aber auch hier gilt wieder, dass nicht alles, was potentiell für die Wissenschaft von Interesse sein kann, unter diese Kategorie fällt, sondern nur Zeichen von wissenschaftlicher Tätigkeit. Im Falle naturwissenschaftlicher Forschung erfolgt die Abgrenzung vom *Bildungs-* oder *Naturerlebnisraum* durch die Intensität des Umgangs mit Natur (bspw. der Art der gebrauchten Instrumente).

### Mobilitätsraum



Der *Mobilitätsraum* fasst die Aneignung des Raumes zum Zwecke seiner Überwindung. Die relevanten Bildelemente sind Zeichen der Verkehrsinfrastruktur und/oder Verkehrsmittel (Strassen, Wege, Schienen, Kraftfahrzeuge, Bahn, etc.).

### Politraum



Diese Kategorie verweist auf die politischen Tätigkeiten und Möglichkeiten der BewohnerInnen (Partizipation, Selbst- oder Mitbestimmung). Die relevanten Bildelemente sind bspw. Bilder von Volksversammlungen, politischen Informationsveranstaltungen, Wahlgängen bzw. Abstimmungslokalen, Politsymbole wie Abstimmungsurnen, Wahlwerbung, politisch motivierte Demonstrationen.

### Kooperationsraum



Mit der Kategorie *Kooperationsraum* wird versucht, die für eine nachhaltige Entwicklung zentrale Zusammenarbeit und Vernetzung zu erfassen. Deutlichste Zeichen hierfür sind Händeschütteln als Zeichen für Zusammenarbeit oder graphische Darstellungen von Netzwerken. Es kann sich aber auch um ein Diskutieren handeln, welches nicht dem *Sozialraum i.e.S.* oder dem *Politraum* zugehörig ist.

### Harmonieraum



Hier handelt es sich um einen Kulturraum, der primär keine der anderen Raumeignungen ausdrückt (welche sich dann als harmonisch oder disharmonisch klassifizieren ließen). Meistens betrifft er Kulturlandschaften ohne deutlich sichtbare menschliche Aneignungsaktivitäten und ihre Spuren (z.B. keine sichtbaren Spuren landwirtschaftlicher Nutzung). Was den Harmonieraum zustande kommen lässt, ist dem Bild folglich nicht direkt zu entnehmen. So könnte die gezeigte Kulturlandschaft künstlich geschaffen worden sein und es ist eben nicht ersichtlich, dass sie das Nebenprodukt einer bestimmten landwirtschaftlichen Tätigkeit ist. *Harmonieräume* haben oft (aber nicht zwingend) etwas Paradiesisches, Idyllisches, was sie auch zu idealen ‘Kalenderbildern’ macht. Auch Häusergruppen, welche nicht klar als Wohn- oder Produktionsraum kodiert werden, weil weder Spuren von Wohnen noch von Produktion ersichtlich sind, können unter diese Kategorie fallen.

### Raum der Identifikation



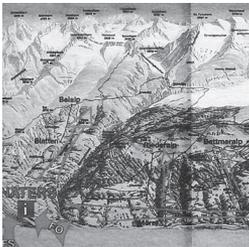
Für unsere Untersuchung definiert sich der *Raum der Identifikation* primär als Raum, welcher Identifikationszeichen beinhaltet, die für die visualisierten Vorhaben stehen. Es sind dies hauptsächlich Persönlichkeiten und Symbole wie Fahnen oder Logos. Handelnde können sich aber potenziell mit allem im Raum Sichtbaren identifizieren, wobei die persönliche Lebensgeschichte den Ausschlag über den Grad der Identifikation gibt. “Oft ist es die Landschaft der Kindheit und Jugend, der sich Menschen ein Leben lang verbunden fühlen” (Stremlow et al. 2003: 19). Solche subjektiven, teilweise sozial geteilten, Verbundenheiten können von aussenstehenden Forschern den Bildern an sich nicht entnommen werden. Um diese erkennen zu können, muss unterstützend auf Hinweise im Bildtext eingegangen werden. Davon betroffen sind v.a. Gebäude oder andere Kulturobjekte mit Identifikationscharakter (wie z.B. der Wallfahrtsort Heiligkreuz).

Für Bilder von Personen gilt exemplarisch, dass sie sich an die Stelle der eigentlichen Sache setzen, diese personifizieren. Die Personifizierung von Ereignissen ist eine von den Medien verwendete Strategie der Reduktion der Nachrichtenkomplexität, bei der durch Gruppen oder Institutionen und ihren weiteren Verflechtungen ausgelöste Ereignisse als Handlung einzelner (Elite-) Personen dargestellt werden (Grossen

1986: 46). Indem sich Persönlichkeiten hinter das Vorhaben der Biosphäre Entlebuch stellen, reduzieren sie für andere Personen die Komplexität der Entscheidung in dem Sinne, dass diese sich den Identifikationsfiguren, sofern sie ihnen vertrauen, anschließen können, ohne den Inhalt des Vorhabens selbst wirklich verstanden zu haben brauchen.

Auch Logos übernehmen häufig eine Stellvertreterrolle für etwas, dessen eigentliche Qualitäten hinter die ästhetische (positive oder negative) Wirkung des Logos zurücktreten. Interessant sind v.a. auch Kombinationen von Personen mit Produkten und Logos. Solche Bilder zeigen den Betrachtern, was sich aus dem Vorhaben modellhaft machen lässt: Die Identifikationsfiguren werden zu Vorbildern.

### *Symbolraum i.e.S.*



Diese Kategorie fasst Symbole, welche über den darauf enthaltenen Text oder die damit fest verbundene Bedeutung gefasst werden müssen (z.B. ein Kreuz, Strassenschild; aber auch Karten; Bilder von Bildern wie z.B. das Bild einer Urkunde usw.).

### *Problemraum*



Mit der Kategorie *Problemraum* werden einerseits im Raum stattfindende Phänomene gefasst, die für die Menschen und ihr Handeln problematisch sind oder sein können. Dies trifft in unserem Fall v.a. auf die Unterkategorie *ökologischer Problemraum* zu, welche sich hauptsächlich auf sogenannte Naturkatastrophen (vgl. nebenstehendes Bild) und deren Abwehr bezieht. Andererseits handelt es sich bei dieser Kategorie um soziale oder ökonomische Probleme, die sich im Raum manifestieren. Typische Beispiele hierfür sind

sichtbare Armut, Arbeitslosigkeit, Gewalt und Ähnliches.

Die Kategorie *Sonstiges* sorgt schliesslich dafür, dass weitere, unvorhergesehene oder marginale Möglichkeiten der Raumaneignung berücksichtigt werden können.

Die bisher beschriebenen Kategorien fassen, welche Raumaneignungen auf Bildern vorhanden sind. Es lässt sich so beurteilen, ob bspw. nachhaltige Entwicklung multidimensional, also auch als *Natur-, Produktions- und Lebensraum* visualisiert wird, oder ob der entsprechende Raum nur eindimensional wiedergegeben wird. Die

Kategorien der Raumeignung sind aber nicht in der Lage zu beschreiben, wie diese Raumeignungen gezeigt werden.

Abb. 6: Kategorien der Kapitalintensität



Quelle: eigene Darstellung.

Hier kann z.B. die Kategorie *Grad der Kapitalintensität* weiterhelfen (vgl. Abbildung 6): Sie berücksichtigt das Wie der Aneignungen hinsichtlich der Frage, ob sie (aus heutiger Sicht) modern oder traditionell vor sich gehen. Gefragt wird dabei, ob die abgebildeten Instrumente, mit welchen die Raumeignung durchgeführt wird, kapital- oder arbeitsintensiv sind. Dies ist gleichbedeutend mit der Frage, ob sich die Aneignung des Raumes mit technologisch weit entwickelten Instrumenten oder hauptsächlich von Hand vollzieht. Der *Grad der Kapitalintensität* wird unterschieden in *gering*, *mittel* und *hoch*. Bezogen auf die Darstellung von landwirtschaftlichen Tätigkeiten (*Produktionsraum/1.Sektor*) bedeutet bspw. das Mähen von Weiden mit einer Sense, also praktisch von Hand, einen niedrigen Grad an Kapitalintensität, das Verwenden von Motormähern ist als mittel einzustufen, sofern es sich um ältere Modelle handelt, und der Gebrauch von 'Hightechmaschinen' entsprechend als hoch. Daraus resultiert, dass ein tiefer *Grad der Kapitalintensität* auf einen traditionellen, ein hoher Grad auf einen modernen Umgang mit dem Raum hinweist. Die Kategorie *Naturraum* weist keine Kapitalintensität auf, da sie per definitionem keine kulturellen Artefakte beinhaltet. Bilder dieser Kategorie werden deshalb mit *Kapitalintensität nicht kodiert* kodiert. Ebenfalls nicht kodierbar sind einige Bilder der Kategorien *Raum der Identifikation* und *Symbolraum*, da der Aufwand, der in Graphiken wie bspw. Karten oder Logos steckt, nicht immer klar ersichtlich ist.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> In der Untersuchung wurden noch weitere Differenzierungen in der Weise, wie die Raumeignungen gezeigt werden, berücksichtigt. Die Bilder wurden neben der erwähnten Kapitalintensität bspw. nach ihrem ästhetischen (Eigen-)Wert oder dem Harmoniegrad der Bildelemente unterschieden. Auf diese Kategorien und ihre Operationalisierung kann hier aber nicht weiter eingegangen werden.

## Auswertung

Nach der Kategorisierung sämtlicher Einzelbilder gilt es die Gesamtübersicht über die Art der Raumeignung, die von der Summe der Bilder einer Publikation nahegelegt wird, zu erlangen. Das Resultat dieser Gesamtschau ist quasi eine verfeinerte und beträchtlich erweiterte 'Arealstatistik' der betreffenden Region – allerdings nicht auf den 'Realraum', sondern auf seine bildliche Repräsentation in den analysierten Publikationen bezogen (vgl. Abbildung 7). Analog der Arealstatistik, bei der die Fläche des betrachteten Raums den Kuchen darstellt, der in die einzelnen Kategorien untergliedert wird, nehmen wir die aufaddierte Bildfläche sämtlicher Einzelbilder einer Publikation als 100%-Basis. Wären nun sämtliche Bilder einer regionsspezifischen Publikation als *Naturraum* kodiert worden, ergäbe sich ein Gesamtbild dieser Region als eines hundertprozentig als Wildnis repräsentierten Raumes.

Da von den einzelnen Unterkategorien des *Kulturraumes* auf ein Bild mehrere zutreffen können, diese also nicht exklusiv sind (bspw. ein Bild, das gleichzeitig *Produktions-* und *Mobilitätsraum* ist), wird pro Kategorie jeweils nur die durch die Anzahl Nennungen (im Beispiel sind es 2) dividierte Bildfläche ins Resultat übernommen. Die Summe der Bildflächen entspricht dann wieder der Bildfläche der Oberkategorie *Kulturraum* und die Gesamtsumme von *Kultur-* und *Naturraum* ist gleich hundert Prozent.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Analyse nach Raumeignungskategorien das (Raum-)Bild wiedergibt, welches sich einem Betrachter der Fotografien in den jeweiligen Publikationen oder Informationsartikel bietet. Die Kategorien spiegeln zusammengenommen die ganze Bandbreite eines potenziellen Umgangs mit dem Raum. Die Prozentzahlen in den Abbildungen drücken das Verhältnis der Bilder gleicher (dominierender) Raumeignungskategorie zur totalen Bildfläche der Publikation aus und zeigen so die Vielfalt (oder Einseitigkeit) sowie die Häufigkeit einer jeweiligen Kategorie der dargestellten Raumeignung. Bezogen auf die Frage, wie Nachhaltigkeit visualisiert wird, ermöglichen die Raumeignungskategorien zu beurteilen, ob die Illustrationen der Multidimensionalität dem Nachhaltigkeitsgedanken Rechnung tragen, oder diesen eindimensional (bspw. als *Naturraum*) darstellen. Mit der Kategorie *Grad der Kapitalintensität* wird es zudem möglich, das Bild einer Region auf seine Modernität hin zu beurteilen.

Abb. 7: Schematische Darstellung der Auswertung

1. Bild: 16 cm<sup>2</sup>

2. Bild: 9 cm<sup>2</sup>

3. Bild: 4 cm<sup>2</sup>

Auswertung



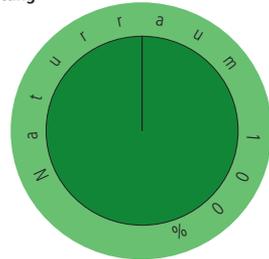
Naturraum



Naturraum



Naturraum



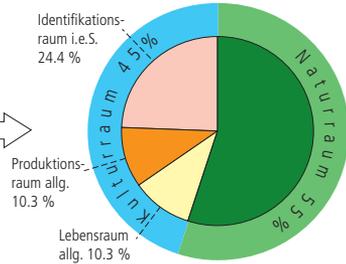
Naturraum



Lebensraum  
(Bildung)  
Produktionsraum  
(1. + 2. Sektor)  
Identifikationsraum



Identifikations-  
raum i.e.S.



Quelle: Eigene Darstellung

## Bibliographie

- Doelker, C. (1997): Ein Bild ist mehr als ein Bild – Visuelle Kompetenz in der Multimedia-Gesellschaft. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Grossen, P. (1986): Das Bild der UNO in der Schweizer Tagespresse. Rüegger, Grösch.
- Hubbard, P., Kitchin, R. & Valentine, G. (Hrsg.) (2004): Key Thinkers on Space and Place. Sage, London.
- Ipsen, D. (1997): Raumbilder. Centaurus, Pfaffenweiler.
- Merten, K. (1995): Inhaltsanalyse – Einführung in Theorie, Methode und Praxis. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Mutter, C. (2003): Halali auf Naturschützer. In: Die Weltwoche, 7.12.2003, S. 27.
- Müller, M.G. (2003): Grundlagen der visuellen Kommunikation – Theorienansätze und Analysemethoden. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz.
- Müller-Doohm, S. (1997): Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse. In: Hitzler, R. & Honer, A. (Hrsg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Leske + Buderich, UTB, Opladen, S. 81-108.
- Reichert, J. (1992): Der Morgen danach – Hermeneutische Auslegung einer Werbefotographie in zwölf Einstellungen. In: Hartmann, H.A. & Haubl, R. (Hrsg.), Bilderflut und Sprachmagie. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 140-163.
- Rose, G. (2001): Visual Methodologies – An Introduction to the Interpretation of Visual Materials. Sage, London.
- Stremow, M. (1998): Die Alpen aus der Untersicht – Von der Verheissung der nahen Fremde zur Sportarena – Kontinuität und Wandel von Alpenbildern seit 1700. Haupt, Bern.
- Thabe, S. (2002): Raum(de)konstruktionen. Leske + Budrich, Opladen.





© Stephan Kölliker

# Regionalisierung: Fallbeispiel Biosphäre Entlebuch

Urs Müller

*“Ein lebensfähiger und lebenswerter Alpenraum ist für die Schweiz – und Europa – von grosser gesellschaftlicher Bedeutung. Das NFP unterstützt die Diskussion über die Zukunft dieses Lebensraums und die aktive Gestaltung von Prozessen, die eine nachhaltige Nutzung dieser Ressource ermöglichen.”*

*(Nationales Forschungsprogramm 48 2002)*

## Zusammenfassung und Abstract

### Zusammenfassung

Im Herbst 2000 hat sich die Entlebucher Stimmbevölkerung deutlich dafür ausgesprochen, dass das Entlebuch bei der Unesco für den Status eines Biosphärenreservates kandidieren soll. Ein Jahr später erfolgte die Anerkennung und das Entlebuch wurde zu einer Modellregion für eine nachhaltige Entwicklung erklärt. Dieser Artikel untersucht die Frage, was die selbstbestimmte Regionalisierung als Biosphärenreservat möglich gemacht hat und fokussiert auf die Rolle, die visuelle Bilder dabei gespielt haben. Das Fallbeispiel macht deutlich, dass die 'Macht der Bilder' stark kontextabhängig ist. Im Entlebuch gelang es, Bilder, die ein sozio-historisch bedingtes Konfliktpotential aufweisen, zu vermeiden und dagegen Bilder zu verwenden, die auf breite Bevölkerungsteile integrativ wirkten. Diese Innensicht des Entlebachs, die Wirtschafts- und Lebensraumaspekte ins Licht rückt, steht in einem deutlichen Kontrast zur klischeehaften Aussensicht des Entlebachs als Natur- oder Harmonieraum, wie sie in überregionalen Medien reproduziert wird.

### Abstract

In autumn 2000, the population of the Entlebuch overwhelmingly voted for its candidature as a UNESCO biosphere reserve. In the following year, this label was granted and thus the Entlebuch became a model region for sustainable development. This chapter analyses the factors that made the self-determined regionalisation as a biosphere reserve possible and focuses on the role of visual images. The case study shows clearly that 'the power of images' is strongly dependent on the context in which the images are embedded. In the Entlebuch, images were avoided that have a potential to generate conflict (i.e. those referring to past controversial issues). Instead, images that had an integrative effect on the broader public were published. This view from within, emphasising economic activities and aspects of the living space, is in stark contrast to the clichéd outside view, published in the supra-regional media, of the Entlebuch as a harmonious and natural space.

### Einleitung

Die Ausweisung von 'Schutzgebieten' bringt eine Änderung der gewollten und geduldeten Aneignungen des Raumes mit sich. Die Bedeutungen der entsprechenden Regionen werden umdefiniert. Dabei setzen sich die mentalen Raumeignungen gewisser Akteure durch und werden im Raum verdinglicht. Akzeptanz findet ein der

nachhaltigen Entwicklung verpflichtetes Schutzgebiet – wie das hier thematisierte Forschungsbeispiel ‘Biosphäre Entlebuch’<sup>1</sup> – nur, wenn die neue Art und Weise des Umgangs mit dem Raum von allen relevanten Akteuren verinnerlicht wird bzw. zu ihren Bildern in den Köpfen werden.

In Publikationen der unterschiedlichen Akteure finden ihre mentalen Bilder einen oft unhinterfragten, routinisierten Ausdruck. Auf diese Weise werden Klischees reproduziert, welche bei den Betroffenen unter Umständen zu vehementen Abwehrhaltungen und Dialogverweigerung führen können. Ziel des Projektes “The Power of Images”<sup>2</sup> ist es, einerseits solche unreflektierten Dialoghindernisse und Konfliktpotentiale bewusst zu machen, andererseits Vorschläge liefern zu können, mit welcher Art von Bildern ein für die nachhaltige Entwicklung zentraler mehrdimensionaler Diskurs begünstigt werden kann.

Das Entlebuch<sup>3</sup> ist aus eigener Initiative zu einer Modellregion für eine nachhaltige Entwicklung geworden. Die Entlebucher Bevölkerung hat im Herbst 2000 mit grosser Mehrheit einem jährlichen Beitrag von Fr. 4.- pro Einwohner über 10 Jahre an ein Biosphärenreservatsprojekt zugestimmt. “Was hat diese Zustimmung ermöglicht?” “Welche Rolle haben dabei Bilder in Publikationen gespielt?” “Wie wurde Nachhaltigkeit visualisiert?” sind einige der zentralen Fragen, denen sich das Projekt “The Power of Images” widmet und auf die im Folgenden eingegangen wird.

Doch vorweg müssen allzu grosse Erwartungen, die eine sich selbst der nachhaltigen Entwicklung verpflichtende Region wie das Entlebuch leicht auslösen kann, relativiert werden: “Tut mir Leid ... keine Ahnung ... ich habe mich nicht damit befasst ... nie davon gehört ... Biosphärenreservat ...?” waren Antworten auf eine nicht-repräsentative Strassenumfrage des Entlebucher Anzeigers, eine Woche nach der Anerkennung des Biosphärenreservats durch die Unesco – also nach Jahren intensiver Informationstätigkeit – bei Entlebuchern. Über die Hälfte der Befragten hatte anscheinend keine Ahnung, was ein Biosphärenreservat ist, andere, denen dieser Begriff etwas bedeutete, verbanden damit *nicht* die Idee einer nachhaltigen Entwicklung (Entlebucher Anzeiger 29.9.2001). Die (im erwähnten Artikel abgedruckten) positiven Äusserungen zum Projekt wurzelten in der Hoffnung, das Entlebuch und seine

---

1 Das ‘Unesco Biosphärenreservat Entlebuch’ nennt sich seit Juni 2003 ‘Unesco Biosphäre Entlebuch’ (vgl. <http://www.biosphaere.ch/pages/kern.html>).

2 Das Projekt ist Teil des Nationalen Forschungsprogrammes 48 (NFP48) ‘Landschaften und Lebensräume der Alpen’, das vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt wird.

3 Das heisst die acht Gemeinden der Planungsregion Entlebuch: Doppleschwand, Entlebuch, Escholzmatt, Flühli, Hasle, Marbach, Romoos und Schüpfheim. Die Gemeinde Werthenstein wird zwar ebenfalls dem Amt Entlebuch zugerechnet, gehört aber nicht zur Planungsregion Entlebuch und hat auch nicht am Projekt Biosphärenreservat teilgenommen.

Produkte auf dem Markt einheitlicher und somit stärker positionieren zu können. Ist das 'Biosphärenreservat Entlebuch' einzig eine Imagekampagne?<sup>4</sup>

Im gegenwärtigen Entwicklungsstadium des Kapitalismus, den Gernot Böhme als "ästhetische Ökonomie" bezeichnet, müssen sich Produkte kraft ihres Images auszeichnen und abgrenzen und werden dementsprechend inszeniert (Böhme 2001: 21f.). Solchen Inszenierungen hat sich ein besonderer Sektor der Ökonomie angenommen, jener der "ästhetischen Arbeiter" (ebenda), d.h. der Werber, Designer, Kommunikatoren (insbesondere Polit- und Unternehmensberater), aber auch Kosmetikerinnen, Architekten, Landschaftsplanerinnen etc. Sie sind die Experten des Scheins, und damit verbunden Spezialisten der Aufmerksamkeitserheischung und der Lebensgefühlvermittlung und -aktivierung. Die "Logik des Systems" (Haubl 1992: 14f.), der Krieg der konkurrierenden Anbieter um Anteile an einem mehr oder weniger gesättigten Markt, zwingt diese SpezialistInnen, Marketing mit militärischen Metaphern zu führen, d.h. den Überraschungscoup, den Frontalangriff und so weiter zu wagen. Dass der Gebrauch von Bildern eine der erfolgsversprechenden Möglichkeiten (oder Waffen) ist, um den Kampf um die Aufmerksamkeit, das Interesse, Begehren und letztlich die Handlungsbeeinflussung zu führen, ist seit langem ein Gemeinplatz sowohl bei Werbern wie ihren Kritikern (vgl. z.B. Le Bon 1982/original 1873). Diese den Bildern zugesprochene suggestive Macht ist sicher ein Hauptgrund für die 'Bilderflut' unserer Zeit. Mit der Bilderflut geht aber auch die Reizüberflutung und Selbstbeschränkung dieser Macht einher und als Folge der Zwang zu noch mehr Bildern, noch auffallenderen, noch schockierenderen und so weiter. Beispiele hierzu gibt es en masse, die bekanntesten auf dem Felde der Provokation sind sicher die Benetton-Werbungen ab 1989 unter der konzeptionellen Leitung von Olivero Toscani<sup>5</sup>.

Dem Entlebuch ist marketingstrategisch der 'Erstschlag' geglückt: Die Region darf sich rühmen, als erste der Schweiz das Label 'Biosphärenreservat' erhalten zu haben<sup>6</sup> und darf es guten Gewissens verwenden und damit werben. "Wer zuerst mit entsprechenden Initiativen die Möglichkeit zur Marktprofilierung nutzt, kann mit grossem öffentlichem Interesse und damit verbundenen Wettbewerbsvorteilen rechnen", schrieb der Sörenberger Kurdirektor Theo Schnider bereits 1997 (Schnider 1997).

4 'Image' ist hier im Sinne der sozial geteilten Gesamtheit von Vorstellungen, Ideen und Bewertungen, die ein Subjekt von einem Gegenstand besitzt, gemeint (vgl.: Stegmann 1997: 16ff.).

5 Beispielsweise die blut(?)verschmierte Militär-Tarnanzugshose mit blut(?)beflecktem T-Shirt auf weissem Grund aus dem Jahre 1994; der 1990 von Therese Frare fotografierte sterbende Aids-Kranke oder die sich küssenden Priester und Nonnen von 1991 (alle Werbekampagnen können eingesehen werden unter <http://www.benetton.com/press/>).

6 Zwar ist der Schweizerische Nationalpark bereits seit 1979 ein Biosphärenreservat. Mit nur einer – nahezu total geschützten – Zone entspricht er aber de facto nicht den Unesco-Richtlinien an Biosphärenreservate, weshalb das Entlebuch als erstes 'richtiges' Biosphärenreservat der Schweiz gilt.

Das öffentliche Interesse ist dem Entlebuch also ziemlich sicher, aber nicht nur das von potenziellen Touristen, sondern auch von Wissenschaftlern, die sich fragen, was dieser geglückte ‘Werbefeldzug’ für die nachhaltige Entwicklung bedeutet.

Am 20. September 2001 wurde das Entlebuch von der Unesco als Biosphärenreservat anerkannt: “Im September [2000] haben die acht Gemeinden des Entlebuchs über die definitive Anmeldung als Biosphärenreservat der Unesco entschieden. Erstmals in der 25-jährigen Geschichte der Biosphärenreservate entschied das Volk über einen Beitritt einer Region” (Ruoss et al. 2002: 4).

Die Umdefinition des Entlebuchs zu einem Biosphärenreservat war also eine selbstbestimmte Aktion der Entlebucher Stimmberechtigten.

Bevor darauf eingegangen wird, wie das Vorhaben ‘Biosphärenreservat Entlebuch’ den Stimmberechtigten veranschaulicht wurde, wird kurz erläutert, was ein Biosphärenreservat aus Sicht der Unesco darstellt und wie es mit ‘Nachhaltigkeit’ zusammenhängt.

### Was ist ein Biosphärenreservat?

Seit der 1995 in Sevilla abgehaltenen Internationalen Konferenz über Biosphärenreservate stellen diese “living laboratories” (Unesco o.J.) respektive “theatres for reconciling people and nature” (Unesco 1995) dar, in welchen neue Wege zu einer nachhaltigen Entwicklung erprobt und modellhaft vorgelebt werden sollen. Nach diesem modernen Verständnis streben Biosphärenreservate die Verbindung von ‘Naturschutz’ und sozial-ökonomischer Entwicklung an und widmen sich so “one of the most important question the world faces today: How can we reconcile conservation of biodiversity and biological resources with their sustainable use?” (Unesco 1995).

Die klassische Konservationsfunktion, wonach repräsentative und einzigartige Landschaften, Ökosysteme und die Biodiversität bewahrt werden sollen, wurde in der neuen Strategie ergänzt durch die Entwicklungsfunktion, welche die Etablierung eines sozial- und ökologisch verträglichen ökonomischen Wachstums bezweckt. Da Biosphärenreservate als Versuchsfelder betrachtet werden, kommt als dritte grundlegende Funktion die wissenschaftliche und logistische Begleitung und Unterstützung solcher Gebiete hinzu.

Biosphärenreservate sind zoniert in eine Kernzone, in welcher der langfristige Schutz von Naturräumen gesetzlich gesichert sein muss, und eine Entwicklungszone, in welcher (die sich nachhaltig entwickelnden) Siedlungen und Kulturlandschaften zu liegen kommen; den Übergang zwischen diesen unterschiedlichen Zonen dämpft eine Pufferzone. Biosphärenreservate unterstehen auch nach der Anerkennung durch die Unesco dem nationalen Recht.

Ein Biosphärenreservat kann so letztlich als ‘Leitbild’ interpretiert werden, ein Leitbild für die Bevölkerung einer Region, die Norm ‘nachhaltige Entwicklung’ zu leben. Diese Leitbild- und Modellfunktion wird ermöglicht durch finanzielle Unterstützung. Im Falle des Biosphärenreservats Entlebuch sind dies hauptsächlich Beiträge des Bundes und des Kantons Luzern, die zusammengenommen 700’000 Franken an das insgesamt benötigte Jahresbudget von rund 1,4 Million Franken beisteuern – die Gemeinden des Biosphärenreservats tragen zusammen gut 130’000 Franken bei<sup>7</sup>.

### Was ist eine nachhaltige Entwicklung?

Obwohl der Begriff ‘Nachhaltigkeit’ seit 1713 bekannt ist (Hauptmann 2001), wurde er erst seit dem ‘Brundtland-Bericht’ von 1987 (Hauff et al. 1987) und v.a. seit der Umweltkonferenz in Rio im Jahre 1992 zum eigentlichen Schlüsselbegriff. Seither wird mit dem Begriff nicht eindimensional der dauerhafte Erhalt der natürlichen Ressourcen insbesondere des Waldes verstanden, sondern eine nachhaltige Entwicklung bedeutet die gleichwertige Berücksichtigung der Dimensionen Umwelt, Wirtschaft und Gesellschaft. Nachhaltigkeit ist in diesem Sinne eine Norm, gemäss derer die Handelnden darauf achten sollen, ihr Handeln an diesen drei Aspekten der Nachhaltigkeit auszurichten. Neben der Mehrdimensionalität des Fokus beinhaltet eine nachhaltige Entwicklung immer auch einen Zeit- und einen Raumfaktor und steht deshalb für eine bestimmte Form der Regionalisierung ein: So weist die Brundtland-Definition klar auf die Zukunftsverantwortung auf der Basis der Gerechtigkeit zwischen den Generationen und den Weltregionen hin und fordert damit auf, gängige Vorstellungen der Raum- und Zeitgrenzen zu überdenken.

Mit dieser ‘Definition’ der Nachhaltigkeit ist freilich nicht viel gewonnen. Es ist klar, dass ein derart offenes Verständnis von ‘Nachhaltigkeit’ dazu führt, dass die Handelnden je nach ihrer Position im sozialen Raum (Bourdieu 1995) respektive ihres Lebensstils (Schulze 1992) verschiedene Ansichten und Interessen bezüglich einer nachhaltigen Entwicklung ins Feld führen werden. Neben der erwähnten inhaltlichen ‘Definition’ zeichnet sich eine nachhaltige Entwicklung deshalb durch ein starkes formales Kriterium aus: durch eine partnerschaftliche, vom Ideal der Diskursethik geleitete Vorgehensweise bei der konkreten Ausgestaltung der nachhaltigen Entwicklung. Der konkrete Inhalt der Nachhaltigkeit – das Abwägen zwischen den Dimensionen verbunden mit einem langfristigen Blick über den eigenen Gartenzaun – kann nicht anders als von den betroffenen Mitgliedern der Gesellschaft ausdiskutiert werden. In seiner “Strategie Nachhaltige Entwicklung 2002” teilt der Schweizerische Bundesrat diese Sichtweise:

---

7 Entlebucher Anzeiger, 17.5.2003: *Forum Entlebuch Biosphärenreservat – Aktuelles aus dem UNESCO Biosphären Management*. 1. Ausgabe.

*“In einer freiheitlich-demokratisch verfassten offenen Gesellschaft ist es ... weder zu vermeiden noch zu bedauern, dass unterschiedliche Vorstellungen bezüglich der inhaltlichen Konkretisierung der Nachhaltigen Entwicklung bestehen. Es wäre nach Ansicht des Bundesrates vermessen, die vermeintlich richtige nachhaltige Zukunft exakt definieren und ein für alle Mal festlegen und umsetzen zu wollen. Nachhaltige Entwicklung ist vielmehr als gesellschaftlicher Such-, Lern- und Gestaltungsprozess zu verstehen. [...]. Nachhaltige Entwicklung wird damit als ‘regulative Idee’ verstanden, welche als dauerhafte Aufgabe den gesellschaftlichen Lern- und Gestaltungsprozess inspirieren soll” (Schweizerischer Bundesrat 2002: 9).*

Nachhaltigkeit stellt somit ein Hybrid im Sinne Latours (Latour 1995) dar, welches den für eine reflexive Gesellschaft (Beck 1986) so wichtigen gesamtgesellschaftlichen Diskurs über unsere Zukunft leitbildhaft in Bewegung setzen könnte.

Nach Latour sind Hybride “Ko-Produktionen von Natur und Gesellschaft” (Schimank 2000: 159), d.h., der Begriff umschreibt die unauflösbare Verschränkung von Natur auf der einen, Gesellschaft auf der anderen Seite – die Vergesellschaftung der Natur bzw. die Naturwüchsigkeit der Gesellschaft. Hybride gehören zur menschlichen Gesellschaft seit diese Werkzeuge herstellt, ihre Allgegenwärtigkeit ist allerdings ein Phänomen der Moderne. Und was unsere Zeit insbesondere kennzeichnet, ist, dass die Hybride (z.B. Gentechnik, Ozonloch, Atomenergie etc.) aus dem Ruder zu laufen drohen, dass wir uns in der “Risikogesellschaft” (Beck 1986) befinden. Was der Moderne deshalb an Entscheidendem noch fehlt, um wirklich modern zu sein, ist die angemessene Wahrnehmung der Hybride. Das Selbstverständnis der Moderne ist geprägt von der strengen Trennung von Gesellschaft und Natur, was zwar das Entstehen und die rasante Verbreitung der Hybride ermöglicht, aber gleichzeitig ihre Existenz verneint: “Die Modernen – Opfer ihres Erfolges” (Latour 1995: 68). Das Konzept der Nachhaltigkeit könnte eine entsprechende Neuerung sein, um das faktisch vorhandene, aber bisher nicht wahrgenommene Gesellschaft-Natur-Kontinuum zu erfassen, ein Hybrid für die angemessene Wahrnehmung der Hybride. Oder in den Worten Latours:

*“Die Produktion von Hybriden wird [in der demokratischen Debatte] explizit und kollektiv und damit zum Gegenstand einer erweiterten Demokratie, die das Tempo dieser Produktion reguliert oder verlangsamt” (Latour 1995: 188).*

Nachhaltigkeit ist untrennbar mit der Form des Diskurses verbunden, welcher idealerweise das Erzielen eines Konsenses anstrebt.

*“Indem die Ziele stabile wirtschaftliche Entwicklung und gerechte Verteilung der Lebenschancen mit dem Ökosphärenschutz korrespondieren (sollen), dienen Hybride wie Nachhaltigkeit idealiter dazu, konfligierende Interessen zu befriedigen. [...]. Nachhaltigkeit als Diskurskonzept ist also ein Kommunikations- und*

*Kooperationsmedium, das all diese strukturellen Spannungen und ungeklärten Verantwortungen sowie Interessen zusammenführt” (Wöhler 2001: 40).*

## **Abstimmungskontext: Geschichtlichkeit der Images**

### **Sozio-ökonomische Situation des Entlebuch**

Die ständige Wohnbevölkerung der acht Entlebucher Biosphärgemeinden betrug Ende 2001 16'682 Personen (AfS 2003: 563). 36% der erwerbstätigen Entlebucher Bevölkerung sind im 1. Sektor beschäftigt, der Schweizer Durchschnitt beträgt lediglich 4.1% (Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2003). Das Entlebuch gehört – bezogen auf das durchschnittliche Einkommen – zu den ärmsten Gegenden der Schweiz und leidet entsprechend (und die Situation verschärfend) auch unter einem hohen Steuerfuss sowie der Fremdwahrnehmung als 'Armenhaus der Schweiz' (Ruoss 2001: 128). Folglich ist der Anteil der Bevölkerung, welcher im Entlebuch wohnt, aber ausserhalb arbeitet, verglichen mit anderen ausserstädtischen Ämtern des Kantons Luzern unterdurchschnittlich (Schüpbach 2002: 24). Attraktive Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten fehlen im Entlebuch, der gut ausgebildete Nachwuchs ist in der Regel zur Migration gezwungen (Ruoss 2001: 128).

### **Abstimmungsverhalten allgemein**

Die Analyse des Abstimmungsverhaltens der Entlebucher Stimmberechtigten in den eidgenössischen Volksabstimmungen seit 1980 (Hermann & Leuthold 2003) zeigt ein Entlebuch, welches eher konservativ und traditionell ist, d.h. sich gegen die Öffnung und Modernisierung des Landes stellt (bspw. gegen den Uno-Beitritt gestimmt hat) und Veränderungen eher als Risiko denn als Chance sieht. Auch äusserten sich die Entlebucher Stimmberechtigten sehr selten 'naturnah' oder 'ökologisch', sondern stimmten 'wirtschaftsfreundlich' und eher 'technokratisch'. Vorlagen, welche Einschränkungen auf Seiten der Wirtschaft zugunsten der 'Natur' bedeuteten hätten, wurden im Entlebuch relativ deutlich abgelehnt (z.B. Förderabgabe für erneuerbare Energien; Energielenkungsabgabe für die Umwelt). Aufgrund des Abstimmungsverhaltens der Entlebucher Stimmberechtigten ist keine Eigeninitiative in Richtung einer ökologischen Vorreiterrolle zu erwarten. Die Bevölkerung tendiert aufgrund des Abstimmungsverhaltens eher zu einer Regionalisierung ihres Territoriums als Wirtschaftsraum denn als (schützenswerter) Naturraum.

## Rothenthurm

Die Geschichte der Biosphäre Entlebuch ist untrennbar mit dem 6. Dezember 1987 verbunden. Relativ überraschend wurde damals vom Schweizer Stimmvolk die so genannte Rothenthurm-Initiative angenommen. Im Nachhinein noch überraschender als das gesamtschweizerische Volksmehr ist, dass sogar 69% der Entlebucher Stimmberechtigten für die Vorlage stimmten (wobei die Gemeinden Flühli und Doppleschwand die Vorlage knapp ablehnten). Spätere Diskussionen und Auseinandersetzungen um die Nutzung von Mooren legen nahe, dass vielen Entlebucher Stimmberechtigten wohl nicht bewusst war, welche Konsequenzen dieser Entscheid für das Entlebuch haben sollte.

### Abb. 8: Illustration zur Rothenthurm-Initiative



Quelle: Entlebucher-Anzeiger, 4.12.1987

Worum ging es? Das Anliegen der Initianten wurde in den Medien – so auch im Entlebucher Anzeiger – dargestellt als eine Vorlage, bei der die Abstimmenden sich entscheiden können entweder zugunsten eines weiteren (des einundvierzigsten) Übungsterrains für die Schweizer Armee oder den Erhalt der Rothenthurmer Moorlandschaft. Die Rothenthurm-Vorlage war eine der wenigen umweltpolitischen Vorlagen, die Umweltschutz zum Nulltarif ermöglicht, sich folglich durch eine “geringe Konfliktivität” (Nef 1988) auszeichnete. Die Beteuerungen der Schweizerischen Armeeführung, die Rothenthurm-Initiative gefährde die Landesverteidigung, waren nicht wirklich stichhaltig und ernteten auch Widerspruch aus den eigenen Reihen. Für den Schutz des Moores musste deshalb die Bevölkerung keinen konkreten, spür-

baren Preis bezahlen. Dem ökologischen Argument stand kein sozial-ökonomisches entgegen, Umweltschutz war in diesem Fall “sozial unbefleckt” zu haben (Nef 1988: 20). Die Rothenthurm-Initiative führte interessanterweise zu einer – wiederum seltenen – Situation, in der sich die Umweltschutzakteure mit den Anbetern einer ‘Apotheose der Freiheit’ verbrüderten. Dass das eher konservative, armeefreundliche Entlebuch mehrheitlich für die Rothenthurm-Initiative gestimmt hat, lässt sich aufgrund des vielfach als arrogant empfundenen Vorgehens des militärischen “Goliaths” auch als Akt der Solidarisierung mit dem kleinen “David”, den enteigneten und “gevogteten” Bauern von Rothenthurm interpretieren (vgl. Theus 2001). Doch gerade bei so genannten Naturschutzvorhaben steht die Naturschutzseite in der Regel den Freiheitsaposteln entgegen (vgl. die versuchte Erweiterung des Schweizerischen Nationalparks (Müller 2001), die harzige Diskussion um die Gründung eines neuen Nationalparks, die Opposition der ‘Aqua Nostra’ gegen die Erweiterung des Naturschutzgebietes ‘Grande Cariçaie’ (Mutter 2000) etc.).

Tatsächlich aber – und für die meisten Befürworter der Initiative höchst wahrscheinlich unbeabsichtigt, weil nicht als Handlungskonsequenz vorausgesehen – ging die Initiative viel weiter, als bloss den Schutz des Rothenthurm-Moores zu fordern. Sie verlangte einen Eintrag in die Schweizerische Bundesverfassung, wonach *alle* Moore und Moorlandschaften von besonderer Schönheit und gesamtschweizerischer Bedeutung geschützt sind (Schweizerische Bundesverfassung, Art. 78 sexies, Abs. 5). Die in den folgenden Jahren aufgrund des neuen Verfassungsartikels ausgeschiedenen Moorschutzflächen betreffen 2.2% der Fläche der Schweiz. Vom Entlebuch aber fielen 26%, von der Entlebucher Gemeinde Flühli gar knappe zwei Drittel ihres Territoriums unter diesen Schutz (Meienberg 2002: 8). Es versteht sich von selbst, dass die Umsetzung des Verfassungsauftrages im Entlebuch nicht reibungslos verlief, sondern vielmehr den Entlebucher Bauern den Preis für “das kostenlose grüne Wunder” (Nef 1988) von Rothenthurm bewusst werden liess und auch die ‘alte Ordnung’ wieder herstellte, wonach Naturschutz eben eher Fremdbestimmung (‘gevogtet werden’) als Selbstbestimmung bedeutet. Durch die Abstimmung wurde das Entlebuch gerade auch hinsichtlich Raumwahrnehmung und -aneignung neu strukturiert (die geschützten Moorflächen durften nicht mehr landwirtschaftlich genutzt werden), was die Rahmenbedingungen für Handlungen veränderte und wohl in der Sicht von vielen (zunächst) auch erschwerte.

Die für das 10 Jahre später einsetzende Vorhaben des Biosphärenreservats wesentlichen Folgen der Rothenthurm-Initiative waren demnach, dass erstens rund ein Viertel des Entlebuchs wegen seiner besonderen Schönheit und gesamtschweizerischen Bedeutung gesetzlich geschützt waren. Da diese Schutzgebiete im späteren Biosphärenreservat die Kernzonen, d.h. Zonen der stärksten Nutzungseinschränkungen

bildeten, war die entscheidende politisch-normative (Neu-)Regionalisierung (vgl. Röper 2001) bereits geleistet. Es galt nun, diesen Einschränkungen auch etwas Positives abzugewinnen, was in einem frühen Artikel zum Biosphärenprojekt wie folgt formuliert wurde: “Was machen wir mit soviel Schönheit?” (Hofstetter 1997). Zweitens führte die Umsetzung des neuen Verfassungsauftrages aber dazu, dass Teile der Entlebucher Bevölkerung von ‘Natur-’ und insbesondere ‘Moorschutz’ (milde ausgedrückt) nichts mehr hören wollte. Es erstaunt deshalb nicht, dass die Initiatoren des späteren Biosphären-Projekts es zunächst vermieden haben, den Begriff ‘Reservat’ zu verwenden: Gestartet wurde das Projekt 1997 unter dem Namen ‘Lebensraum Entlebuch’. Im Hinblick auf die internationale Attraktivität des Labels ‘Biosphärenreservats’ wurde ein Jahr später das Projekt dann doch unter diesem Namen fortgeführt. Weshalb hat also die Entlebucher Bevölkerung trotz einer ausgesprochenen Skepsis gegenüber Konservations-Vorhaben dem Projekt zugestimmt?

## Das Bild des Biosphärenreservates

Würden wir eine Umfrage machen, mit welcher Art von Fotografien wohl die wichtigen Informationsunterlagen im Vorfeld der entscheidenden Abstimmung illustriert wurden, würden die Antworten wahrscheinlich wie folgt ausfallen: Viele Bilder der Natur (insbesondere “bezaubernde” Moorlandschaftsbilder), ästhetisch hervorstechende Kulturlandschaftsbilder, vielleicht ein paar Bilder, die auf das Erlebnispotential im Entlebuch hinweisen und natürlich Karten der Zonierung. In ähnlicher Weise wurde die Region Entlebuch auch visualisiert und zwar in einem siebenseitigen Artikel in der “Schweizer Familie” (vgl. Abbildung 9).

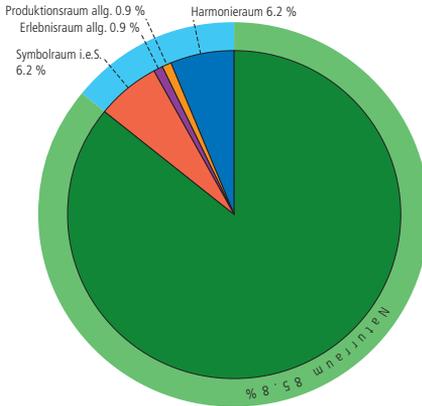
In der Abstimmungsbeilage, welche im September 2000 unmittelbar vor den Abstimmungsterminen an alle Haushalte im Entlebuch verteilt wurde, zeigte sich aber ein ganz anderes Bild (vgl. Abbildung 10). Die Publikation “Das Entlebuch, ein Biosphärenreservat” umfasst 12 farbige Seiten im Format A4 mit insgesamt 33 Bildern.

Darin wurde das Biosphärenreservat Entlebuch dargestellt als moderner *Lebensraum* (Wohnen, Bildung, soziale Kontakte und Kommunikation und schliesslich Bilder ganzer Siedlungsausschnitte) und *Produktionsraum*. Zusammen mit jenen Bildern, welche Versorgungsmöglichkeiten zeigen, treffen diese drei Kategorien auf über die Hälfte aller Bilder zu. Eine weitere häufig vorkommende Kategorie sind Identifikationszeichen (d.h. bekannte Personen, die sich hinter das Vorhaben stellen, Logos oder kollektiv bedeutsame Artefakte). Die Gegenüberstellung der Abstimmungsbeilage mit dem Artikel in der ‘Schweizer Familie’ in Abbildung 11

zeigt zusammenfassend, dass das Entlebuch – den Fremdklischees widersprechend – als ein moderner Wirtschafts- und Lebensraum repräsentiert wird.

### Abb. 9: Das Entlebuch in der Schweizer Familie

«Schweizer Familie», Nr. 37, 2001, S. 22-28  
Artikel «In der Natur liegt die Zukunft»  
Bildanalyse nach vorrangig sichtbaren Raumaneignungen



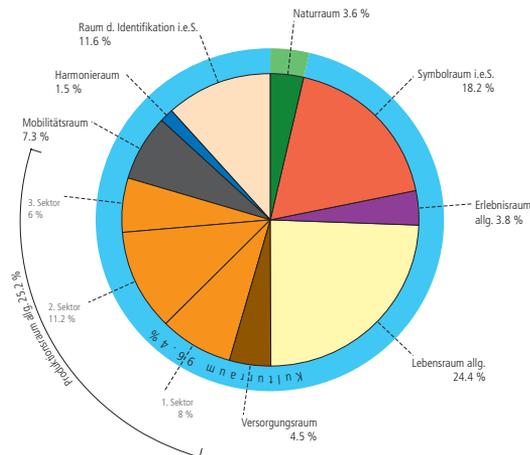
Grafik: U. Müller

Die Abstimmungsbeilage weist deutlich mehr Bildfläche mit kapitalintensiven ‘High-Tech’-Artefakten auf, während die 92% Natur- und Symbolraum der Bildfläche im ‘Schweizer Familie’-Artikel überhaupt keine nach ihrer Kapitalintensität kodierbaren Artefakte oder Handlungen beinhalten, also in der Graphik als nicht kodiert erscheinen. Interessanterweise wird das Entlebuch auf keinem der Bilder als *ökologischer Problemraum* gezeigt, d.h. als von Unwettern heimgesuchter Raum (wirft man dagegen einen Blick in die – nicht auf das Biosphärenreservat bezogene – Berichterstattung der Regionalzeitung ‘Entlebucher Anzeiger’ über das Entlebuch, sind Katastrophenbilder eines der häufigsten Bildthemen). Im Hinblick auf den im Entlebuch laufenden Prozess der Problem-, Ziel- und Massnahmendiskussion kommt solchen ‘blinden Flecken’ in der Repräsentation der Region eine Bedeutung zu. Aus der Bildanalyse der Abstimmungsbeilage lässt sich zusammenfassend die Hypothese formulieren, dass die Initiatoren und Promotoren des Biosphärenreservates es vermieden haben, das Biosphärenreservat im Vorfeld der entscheidenden Volksbefragungen als Raum für die Natur (insbesondere als ‘Moorlandschaft’) zu visualisieren, also anders als dies bspw. in der ‘Schweizer Familie’ der Fall war. Vielmehr wurde das Bild eines (moder-

nen) Lebens- und Wirtschaftsraumes produziert, welches bei der Bevölkerung offenbar Anklang fand. Solche aus der Bildanalyse formulierte Hypothesen gilt es in weiteren Forschungsschritten in Gesprächen mit ‘Bildproduzenten’ respektive Publikationsverantwortlichen und ‘Bildrezipienten’ (also Teilen des Zielpublikums) zu überprüfen.

**Abb. 10: Das Entlebuch in der Abstimmungsbeilage zur Erlangung des Biosphärenstatus**

Abstimmungsbeilage «Das Entlebuch, ein Biosphärenreservat», September 2000  
Bildanalyse nach vorrangig sichtbaren Raumanneignungen



Grafik: U. Müller

## Fazit

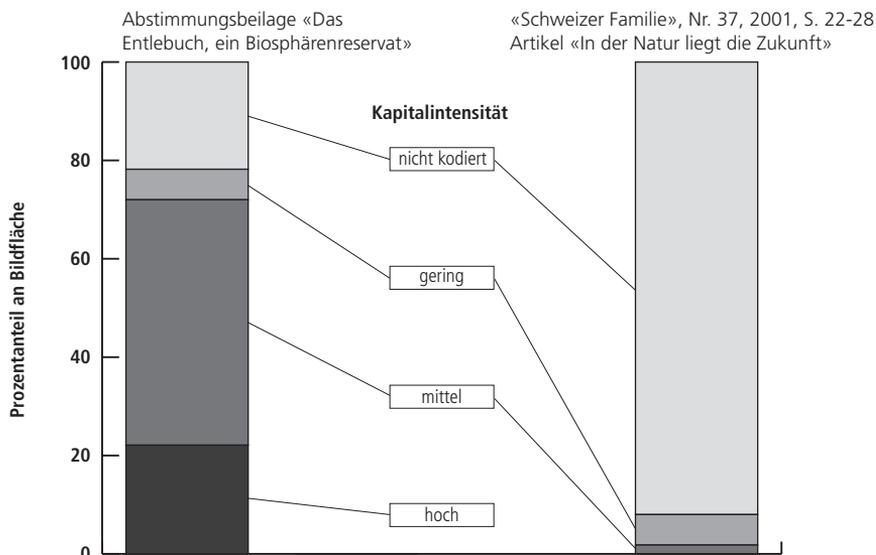
Das Vorhaben ‘Biosphärenreservat Entlebuch’ wurde nicht als Naturschutzvorlage, sondern als Entwicklungschance dargestellt und entsprechend das Entlebuch nicht als Naturraum, sondern als Wirtschafts- und Lebensraum: Wurde also das Modewort ‘Nachhaltigkeit’ für eine einseitig auf ökonomisches Wachstum ausgerichtete Entwicklung missbraucht? War und ist die ganze Aktion eine einzige Imagekampagne ohne ein tatsächliches Bestreben in Richtung einer nachhaltigen Entwicklung?

Die Zustimmung zum Biosphärenreservat stellt *auf den ersten Blick* sicher keine revolutionäre Tat dar: Die bislang herrschenden Leitbilder (die Gegenwartsinterpreta-

tionen wie Zukunftsperspektiven) wurden nicht grundlegend in Frage gestellt. Es gab keine Schreckensbilder zu sehen, wie dies bei umweltpolitischen Vorhaben so häufig ist (Ausschnittsbilder von einer sich in den Untergang wirtschaftenden Gesellschaft etc.), keine ‘Gegenbilder’ (“so nicht weiter!”), die Problemzonen wurden nicht gezeigt (im Gegensatz zur Regionalzeitung ‘Entlebucher Anzeiger’, in welchem Bilder von Katastrophen im Entlebuch dauernd wiederkehren). Das Biosphärenreservat und die damit verbundene nachhaltige Entwicklung wurden gezeigt, als ob sich im Entlebuch nichts ändern wird, nichts ändern soll: Es geht alles weiter wie bisher, einfach werbestrategisch besser und somit wertschöpfungsmässig lukrativer. In diesem Sinne war und ist das Biosphärenvorhaben primär eine Imagekampagne. Die in der Bevölkerung geweckten Erwartungen bezüglich eines finanziellen Aufschwungs gilt es nun allerdings zu erfüllen, will man vermeiden, dass sich Enttäuschung und Verärgerung breit macht (vgl. Schnorr 2002: 92f.).

**Abb. 11: Traditionelles oder modernes Entlebuch?**

**Vergleich der auf den Bildern gezeigten Raumeignungen nach ihren Kapitalintensitäten**



Grafik: U. Müller

Werfen wir aber einen *zweiten Blick* auf den Prozess der Entstehung der Biosphäre Entlebuch, haben wir Anlass, dieser desillusionierenden Sichtweise eine positive, hoffnungsvolle beiseite zu stellen. Die Initiatoren und Promotoren des Biosphärenreservats haben es – ob bewusst oder nicht – geschafft, den inklusiven Charakter der Nachhaltigkeitsidee zu betonen. Ein nicht-elitäres Leitbild ‘Nachhaltigkeit’ oder ‘Biosphärenreservat’ bedeutet in erster Linie die Etablierung von Diskurs- und Partizipationsformen, in welchen die betroffene Bevölkerung (gemeinsam mit sogenannten Experten) Probleme, Ziele und Massnahmen ausdiskutieren und (nachhaltig weil einsichtig) mittragen kann. Solche argumentative Diskurse zu erreichen ist eine grosse Herausforderung – wir könnten hier wahrscheinlich alle gemeinsam einstimmen in das Trauerlied frustrierender ‘Aussprachen’ zwischen Nahestehenden und schweigender ‘Verständigung’ unter Fremden. Aber: Gibt es einen alternativen Weg in Richtung nachhaltige Entwicklung als den diskursethischen?

Abb. 12: ‘Chaos’ oder ‘Order’ – wie man Altes gewohnt ist, sieht man auch Neues



Quelle: Haken 1996: 128

Das Konzept ‘Nachhaltigkeit’ stellt einen Hybrid dar, das für ein neues Denken steht, wonach weder die Trennung Natur/Kultur klar gezogen werden kann, noch entschieden ist, in welchem Masse sich Naturschutz und Kulturentwicklung aus-

schliessen oder begünstigen. Gelingt es, Nachhaltigkeit als Dualität, Hybrid oder Multidimensionalität darzustellen, könnte sie das Dach bilden, unter welchem sich jene Interessen wieder begegnen, welche in unserer polarisierten und sich ständig weiter polarisierenden Gesellschaft nichts mehr miteinander zu tun haben wollen. Vermeintlich starre Grenzen – und d.h. auch einseitige Sichtweisen bezüglich Regionalisierung und Raumeignung – können so aufgeweicht und neu verhandelt werden, Kooperationen in Bereichen gefunden werden, die bislang als Konfliktfeld galten, Möglichkeiten gesehen, wo lange nur Zwänge ausgemacht wurden.

Der partizipative Prozess, der Diskurs um die Zukunft des Entleuchs ist mit den positiven Abstimmungsergebnissen, der Anerkennung durch die Unesco und den verschiedenen dadurch neu erschlossenen Finanzierungsquellen erfolgreich eröffnet worden – aber eben: eröffnet und nicht schon vollbracht. Respektvolle Kommunikation und Partizipation sind – entgegen der Alltagsmeinung – keine selbstverständlich funktionierende Routinehandlungen. Bilder können einen Diskurs zwar unterstützen, aber sie ersetzen ihn nicht. Und genauso wie sie ihn fördern können, können Bilder den Diskurs auch hemmen oder blockieren. Es gilt deshalb, die über Bilder reproduzierten unreflektierten Dialoghindernisse und Konfliktpotenziale bewusst zu machen, aber weiterführend auch Vorschläge zu liefern und Möglichkeiten zu testen, wie mit Bildern der für die nachhaltige Entwicklung zentrale mehrdimensionale Diskurs begünstigt werden kann. Das neu geschaffene Image des Entleuchs kann die Funktion einer ‘positiven Stimmung’ in der Bevölkerung spielen, welche es attraktiv macht, an der Nachhaltigkeitsidee zu partizipieren und so dem Diskurs dienlich ist. Aber wenn dann der Diskurs doch nicht so reibungslos läuft, wenn Veränderungen nicht so schnell geschehen wie versprochen, spätestens dann zeigt sich, dass Selbstbestimmung eine voraussetzungsreiche, mitunter harte Arbeit ist.

Da die Frage, ob Handelnde Entwicklungschancen realisieren oder nicht, eine Frage der Wahrnehmung ist, gilt es diese zu erweitern. In der “Entprovinzialisierung des Bewusstseins” (Bolz 1996: 17) können Bilder eine wichtige Rolle übernehmen. Der relativ grosse Anteil an Bildern mit Identifikationspersonen in der untersuchten Abstimmungsbeilage verweist teilweise auf diesen Umstand: Einige der auf den Bildern gezeigten Personen leben vor, was nachhaltiges Handeln im Biosphärenreservat bedeuten kann (vom unkonventionellen Koch über die Vertreter des Holzforums hin zu den innovativen Gewerblern). Da ein bedeutender Aspekt für die Beeinflussung unseres Handelns das Handeln anderer Personen ist (Flury-Keubler & Gutscher 2001: 119), kommt dem in Bildern gezeigten Entstehen von bekannten Persönlichkeiten für das nachhaltige Handeln eine wahrnehmungserweiternde, die Eigeninitiative motivierende Vorbildfunktion zu. Freilich denken wir dabei auch gleich an die Problematik solcher ‘Vorbilder’, liegt ihre Kraft doch häufig im naiven und unkritischen Glauben

an das symbolische Kapital (Bourdieu 1995: 22) von Personen. Wie oft orientiert sich die ‘Vernunft’ an Personen, wo doch im Sinne der kommunikativen Vernunft alleine die besseren Argumente zählen sollten (Zierhofer 1994: 191)? Die unzähligen weiteren Auseinandersetzungsmöglichkeiten mit Bildern, die zur Erweiterung der Wahrnehmung führen können, sind nicht minder ambivalent als die erwähnten personifizierten Vorbilder. Für den Diskurs über nachhaltige Entwicklung wirklich fruchtbar werden Bilder deshalb nur – so eine These –, wenn ihr Gebrauch wie auch ihre Wirkung *offen* (d.h. wiederum diskursiv) reflektiert und kritisiert werden.

## Bibliographie

- Afs (Amt für Statistik Kanton Luzern) (Hrsg.) (2003): Statistisches Jahrbuch des Kantons Luzern 2003. Amt für Statistik, Luzern.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Bolz, N. (1996): Das grosse stille Bild im Medienverbund. In: Bolz, N. & Rüffer, U. (Hrsg.), Das grosse stille Bild. Fink, München, S. 16-41.
- Bourdieu, P. (1995): Sozialer Raum und "Klassen" / Leçon sur la leçon. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Böhme, G. (2001): Aisthetik: Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre. Fink, München.
- Flury-Keubler, P. & Gutscher, H. (2001): Psychological Principles of Inducing Behaviour Change. In: Kaufmann-Hayoz, R. & Gutscher, H. (Hrsg.), Changing Things – Moving People. Birkhäuser, Basel, Boston, Berlin, S. 109-129.
- Haken, H. (1996): Erfolgsgeheimnisse der Visuellen Wahrnehmung. In: Bolz, N. & Rüffer, U. (Hrsg.), Das grosse stille Bild. Fink, München, S. 114-129.
- Haubl, R. (1992): "Früher oder später kriegen wir euch". In: Hartmann, H.A. & Haubl, R. (Hrsg.), Bilderflut und Sprachmagie. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 9-32.
- Hauff, V., Brundtland, G.H., Berenbrinker, K. & World Commission on Environment and Development (1987): Unsere gemeinsame Zukunft [der Brundtland-Bericht]. Eggenkamp, Greven.
- Hauptmann, S. (2001): Nachhaltigkeit. Ein Leitbild einer reflexiven Gesellschaft? In: Herbold, R. (Hrsg.), Die 'Lokale Agenda 21' als Gestaltungsmodell gesellschaftlichen Wandels. IWT-Paper 27. Institut für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Bielefeld, Bielefeld, S. 7-31.
- Hermann, M. & Leuthold, H. (2003): Wirtschaftsnahes Abstimmungsverhalten in der Deutschweiz – Arbeitspapier zur Jahresstützpunktkonferenz der Economiesuisse. Gruppe sotomo, Geographisches Institut der Universität Zürich, Zürich.
- Hofstetter, H. (1997): Was machen wir mit soviel Schönheit? In: Entlebucher Anzeiger, 27.5.1997, S. 5.
- Latour, B. (1995): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Akademie Verlag, Berlin.
- Le Bon, G. (1982/Orig. 1873): Psychologie der Massen. Körner, Stuttgart.
- Meienberg, F. (2002): Gratwegs ins Entlebuch – 19 Wanderungen im ersten Biosphärenreservat der Schweiz. Rotpunktverlag, Zürich.
- Mutter, C. (2003). Halali auf Naturschützer. In: Die Weltwoche, 7.12.2003, S. 27.
- Müller, U. (2001): Wie funktioniert Partizipation bei Naturschutzvorhaben in der Schweiz? Untersucht am Beispiel der Erweiterung des Schweizerischen Nationalparks. Unveröffentlichte Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich, Zürich.
- Nationales Forschungsprogramm 48 (2002): Landschaften und Lebensräume der Alpen – Allgemeine Ziele. Auf: <http://www.nfp48.ch/program/index.html>, 9.12.2003.
- Nef, R. (1988): Rothenthurm, das kostenlose gruene "Wunder"? Eine statistische Analyse der Abstimmung über die Rothenthurm-Initiative auf der Basis von 2920 Gemeinden. Soziologisches Institut der Universität Zürich, Zürich.

- Ruoss, E. (2001): The Biosphere Reserve as Living Space: Linking Conservation, Development and Research. In: *Mountain Research and Development*, Vol. 21, Nr. 2, S. 128-131.
- Ruoss, E., Schmid, B., Schnider, T. & Hofstetter, H. (2002): Anerkennung des Biosphärenreservats Entlebuch (BRE). In: Ruoss, E., Schmid, B., Schnider, T. & Schmid, A. (Hrsg.), *Das Modell Entlebuch: Grobkonzept Biosphärenreservat Entlebuch Januar 2002. Berichte aus der Region Entlebuch 2, Regionalmanagement Biosphärenreservat, Schüpfheim*, S. 3-4.
- Röper, M. (2001): Planung und Einrichtung von Naturschutzgebieten aus sozialgeographischer Perspektive: Fallbeispiele aus der Pantanal-Region (Brasilien). Geographisches Institut, Tübingen.
- Schimank, U. (2000): Die unmögliche Trennung von Natur und Gesellschaft – Bruno Latours Diagnose der Selbsttäuschung der Moderne. In: Schimank, U. & Volkmann, U. (Hrsg.), *Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Leske & Budrich, Opladen*, S. 157-169.
- Schnider, T. (1997). Neues Denken – neue Gäste. In: *Entlebucher Anzeiger*, 5.6.1997, S. 5.
- Schnorr, K. (2002): Partizipation im Projekt Biosphärenreservat Entlebuch. Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich, Zürich.
- Schulze, G. (1992): Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart. Campus, Frankfurt am Main 'etc.'.
- Schweizerischer Bundesrat (2002): Strategie Nachhaltige Entwicklung 2002. Bericht des Schweizerischen Bundesrates vom 27. März 2002. Interdepartementaler Ausschuss Rio (IDARio), Bern.
- Schüpbach, U. (2002): Ein Lebensraum im Spannungsfeld von Schutzgedanke und Nutzung. Unveröffentlichte Diplomarbeit der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern, Bern.
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz (2003): Arbeit und Erwerb, URL: [http://www.statistik.admin.ch/stat\\_ch/ber03/dufr03.htm](http://www.statistik.admin.ch/stat_ch/ber03/dufr03.htm), 1.3.2004.
- Stegmann, B.-A. (1997): Grossstadt im Image – Eine wahrnehmungsgographische Studie zu raumbezogenen Images und zum Imagemarketing in Printmedien am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel. *Kölner Geographische Arbeiten*, Vol. 68. Geographisches Institut der Universität Köln, Köln.
- Theus, B. (2001): Bei uns regiert noch das Volk. In: *Das Magazin*, Nr. 23 (2001), S. 28-39.
- UNESCO (1995): The Seville Strategy for Biosphere Reserves. Auf: <http://www.mabnet.org/publications/seville/seville1.html>, 10.10.2002.
- UNESCO (o.J.): Frequently asked questions on biosphere reserves. Auf: <http://www.UNESCO.org/mab/nutshell.htm>, 16.9.2003.
- Wöhler, K. (2001): Tourismus und Nachhaltigkeit. In: *Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 47 (2001), S. 40-46.
- Zierhofer, W. (1994): Ist die kommunikative Vernunft der ökologischen Krise gewachsen? In: Zierhofer, W. & Steiner, D. (Hrsg.), *Vernunft angesichts der Umweltzerstörung*. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 161-194.



© Chr. Herrmann, BHA team Frauenfeld und Amt für Umwelt des Kantons Thurgau

# **Stakeholder als sozialwissenschaftliches Konzept: Begrifflichkeit und Operationalisierung**

**Olivier Ejderyan, Urs Geiser & Marc Zaugg Stern**

## Abstract und Zusammenfassung

### Abstract

Today, the notion of “stakeholders” forms part and parcel of participation-oriented planning and implementation procedures in a variety of policy fields. Originating from business studies and political science, its conceptual understanding and operationalisation are today subject of discussion within different fields of social sciences, as well as in the practice of planning. These debates led to the formulation of various proposals regarding stakeholder typologies and methods for stakeholder identification. Often, though, approaches follow functionalist lines, by giving the power of stakeholder identification as well as the structuring of stakeholder involvement to project officials, who perceive of themselves as being socially located outside the planning system. Taking a more structurationist approach, the present article presents project planners as stakeholders among many in the planning arena, having their specific stakes such as legal provisions or budget constraints. With this, the article argues for the need to critically reflect on power relations within which the notion of stakeholders is used.

### Zusammenfassung

Der Begriff *stakeholder* ist heute in den unterschiedlichsten Politikbereichen fester Bestandteil mitwirkungsorientierter Planungs- und Umsetzungsprozesse. Seine Ursprünge sind in der Betriebswirtschaft und der Politikwissenschaft zu finden. Heute wird im Rahmen verschiedener sozialwissenschaftlicher Zugänge über das Konzept und dessen Operationalisierung in Wissenschaft und Praxis diskutiert. Diese Debatten führten zu einer Verfeinerung des Konzepts und der Postulierung verschiedener Typologien wie auch methodischer Verfahren zur Identifikation von Stakeholdern. In der Planungs- und Umsetzungspraxis jedoch wird der Begriff häufig funktionalistisch verwendet. Zum Beispiel begreifen Planungsbeauftragte, die für die Identifikation und den Einbezug der Stakeholder verantwortlich sind, sich häufig nicht als Teil des Planungssystems. Im Rahmen eines sozialwissenschaftlichen Zugangs sind Planungsverantwortliche jedoch durchaus als stakeholder mit spezifischen Interessen wie z.B. die Einhaltung des vorgegebenen Budgets oder Zeitplans zu sehen. Der vorliegende Artikel fokussiert denn auch auf die notwendige Reflektion des Machtgefüges, in dem dieser Begriff Verwendung findet.

## Einleitung

Der Begriff der Stakeholder ist aus der Praxis verschiedener Politikfelder etwa in den Bereichen Raumordnung, Naturschutz oder Infrastrukturplanung nicht mehr wegzudenken.<sup>1</sup> In der heutigen Entwicklungszusammenarbeit verweist er auf einen partizipativen Zugang, indem er nicht nur EntwicklungsexpertInnen für die Planung und Umsetzung von Massnahmen einbezieht, sondern darauf hinweist, dass viele andere soziale Gruppen oder auch Individuen bei bestimmten Massnahmen einen *stake* (engl. für Anteil, Beteiligung) haben. Aber auch in Ländern des Nordens – und damit auch in der Schweiz – wird der Begriff der Stakeholder zunehmend in unterschiedlichsten Planungsbereichen wie Forschungsprojekten aufgegriffen.<sup>2</sup>

Im Folgenden wird zuerst die konkrete Verwendung des Begriffs Stakeholder in der alltäglichen Planungspraxis illustriert und danach die wissenschaftlich-disziplinäre Entstehungsgeschichte des Begriffes ergründet, was schliesslich seine nähere Präzisierung in unterschiedlichen Planungs- und Forschungskontexten erlaubt. Die Operationalisierung des Konzepts Stakeholder in der Praxis wird weiter unten thematisiert. Dabei wird auf die Identifikation von Stakeholdern fokussiert. Die Ausführungen werden durch Resultate von Ejderyan (erscheint 2007) und Zaugg Stern (2006), die sich mit den Politikbereichen Wasserbau und Fliessgewässerrevitalisierung auseinandergesetzt haben, illustriert.<sup>3</sup>

In der abschliessenden Diskussion wird der Wortteil “stake” sowie die normative Bedeutung des Begriffs Stakeholder erörtert und zu dessen sorgfältigen und reflektierten Einsatz aufgefordert. Im Anhang werden einige geläufige Methoden der Stakeholder-Identifikation aufgelistet.

---

1 Auch im politischen Alltag wurde der Begriff *stakeholder* aufgenommen und rezipiert. 1996 publizierte der *Guardian* eine Serie mit dem Titel *The Guardian Stakeholder Debate* und Tony Blair gebrauchte ihn ausführlich in einer Rede in Singapur über die Zukunft des britischen Sozialsystems. Gemäss Ackerman & Alstott, 2001: 10 versuchte die “Neue Linke”, allen voran *New Labour* in England, den Begriff des *stakeholder* zum Gegenbegriff für den *shareholder* aufzubauen. Andererseits nahmen Privatisierungsprogramme von Margaret Thatcher und Vaclav Klaus bereits in den 1980-er bzw. 90-er Jahren den Begriff explizit auf und gingen vom Bürger als *stakeholder*, der sich am Volksvermögen beteiligen sollte, aus.

2 Vgl. z.B. im Bereich Hochwasserschutz und Revitalisierung Hostmann, Buchecker, Ejderyan et al., 2005.

3 Diese beiden Arbeiten waren in das Modul zur Entscheidungsfindung und -unterstützung des interdisziplinären Forschungsprojekts Rhone-Thur eingebunden. Resultate dieses Projekts unter: <http://www.rivermanagement.ch/entscheidung/welcome.php>.

## Als Einstieg: Stakeholder in der konkreten Planungspraxis

Zwei Beispiele sollen die heutige Verwendung des Konzepts Stakeholder illustrieren: das eine stammt aus dem Süden (Entwicklungszusammenarbeit), das andere aus dem Norden (Umgang mit Fließgewässern in der Schweiz).

In der internationalen Entwicklungszusammenarbeit (EZA) spielt der Begriff Stakeholder seit längerem eine wichtige Rolle. Als die eher national ausgerichteten wirtschaftlichen Entwicklungsstrategien der 1960er und 1970er Jahre nicht die erwünschten Resultate brachten, war deren Expertenzentriertheit einer der hauptsächlichen Kritikpunkte: im Rahmen dieser Strategien wurde Unterentwicklung primär als endogenes, also selbstverschuldetes Problem gesehen. Als wichtigste *change agents* im Entwicklungsprozess galten die staatlichen Beamten. Sie hatten, unterstützt von internationalen Experten, die notwendigen Innovationen zu entwickeln und den “Zielgruppen” zu bringen. Der generelle Fehlschlag dieser Strategien stellte auch die Tauglichkeit des expertenzentrierten Vorgehens in Frage, und wies demgegenüber auf das Potential lokal vorhandenen Wissens – und damit auch der TrägerInnen dieses Wissens – hin (Chambers 1983). Nach anfänglichem Zögern griff die EZA dieses Postulat auf und begann neben den staatlichen Beamten auch vermehrt VertreterInnen der Lokalbevölkerung an Problemanalyse und Projektformulierung zu beteiligen. Die folgende Beschreibung des Begriffs Stakeholder stammt von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) in Bern, der für die öffentliche Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz zuständigen Bundesstelle:

- *Stakeholder*: Auf Deutsch wird das Wort Stakeholder etwa als Inhaber eines Anspruchs übersetzt. Das Prinzip der Stakeholder ist die Erweiterung des in der Betriebswirtschaft verbreiteten Shareholder-Value-Ansatzes. Im Gegensatz zum Shareholder-Value-Prinzip, das die Bedürfnisse und Erwartungen der Anteilhaber (z.B. bei einer Aktiengesellschaft die Aktionäre) eines Unternehmens in den Mittelpunkt der Ausrichtung stellt, versucht das Prinzip der Stakeholder das Unternehmen in seinem gesamten sozialen Kontext zu erfassen und die Bedürfnisse der unterschiedlichen Ansprüche miteinander in Einklang zu bringen.
- In diesem Sinne werden in der Entwicklungszusammenarbeit all diejenigen als Stakeholder bezeichnet, die von einer Massnahme beeinflusst oder berührt werden, bzw. diese Massnahme selbst beeinflussen. Das heisst, neben der Zielgruppe eines Projekts oder einer Aktivität gehören bspw. auch Geberorganisationen, Benachteiligte, Regierungsvertreter, Interessengruppen sowie Vertreter von Nicht-Regierungsorganisationen und des privaten Sektors dazu.

*“(…) Das Ziel dieses Ansatzes in der Entwicklungszusammenarbeit ist es, möglichst früh alle direkt und indirekt Beteiligten an einer Sache einzubinden und dadurch für alle das bestmögliche Resultat zu erzielen.” (DEZA 2004)*

Der mit Stakeholder eng verknüpfte Begriff der ‘Mitwirkung’ ist heute auch aus der Planung und Umsetzung raumwirksamer Massnahmen in der Schweiz nicht mehr wegzudenken. Früh wurde die Bedeutung der aktiven Beteiligung betroffener Gruppen etwa bei Prozessen der Raumplanung erkannt (Tanquerel 1988), später aber auch in Sektoralpolitiken wie der Waldnutzung (BUWAL 1996) oder der Abfall- und Sondermüllproblematik (Renn et al. 1998). Und mit dem neuen Wasserbaugesetz von 1991 wurde ‘Mitwirkung’ ein wesentlicher Baustein des aktuellen Umganges mit Fliessgewässern (Zaugg Stern 2006). In einer entsprechenden Wegleitung des zuständigen Bundesamts heisst es etwa (das Wort Stakeholder wird hier nicht direkt verwendet, wohl aber seine häufig gebrauchten deutschen Übersetzungen):

*“Ein zeitgemässer Hochwasserschutz trägt (...) nicht nur den Schutzanliegen Rechnung. Er beachtet auch die anderen Aspekte einer nachhaltigen Entwicklung. Umweltanliegen wie auch wirtschaftliche Gesichtspunkte müssen deshalb frühzeitig in die Planung einfließen können” (BWG 2001: 5). Und: “Jede Massnahme des Hochwasserschutzes soll auf einer nachvollziehbaren, transparenten und umfassenden Interessenabwägung basieren. Das heisst, dass durch Kommunikation und Diskussion ein für alle Beteiligten tragfähiger Kompromiss gefunden werden muss. (...) Zweck dieses Vorgehens ist es, tragfähige Projekte zu erreichen und damit die Akzeptanz der damit verbundenen Massnahmen zu verbessern” (BWG 2001: 32).*

Diese Beschreibungen verweisen bereits auf die Herkunft des Begriffs, dessen Operationalisierung im Rahmen des Planungsalltags in den unterschiedlichsten Kontexten und die Beweggründe seines Bedeutungszuwachses – Aspekte, die im folgenden zu vertiefen sind.

## **Disziplinäre Annäherungen an den Begriff Stakeholder**

Ein Blick in die wissenschaftliche Literatur zeigt, dass die Idee der Stakeholder in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen auszumachen ist. Drei sind im folgenden kurz skizziert.

### **Betriebswirtschaftliche Zugänge**

In Ergänzung zu Shareholder – jenen, die einen Anteil eines Unternehmens besitzen – taucht der Begriff Stakeholder schon relativ früh in der Literatur auf. So verweisen

Mitchell et al. (1997: 858) auf eine Definition des Stanford Research Institute aus dem Jahre 1963: “Stakeholder are ‘those groups without whose support the organization would cease to exist’”. Ab den 1980-er Jahren findet er dann grosse Verbreitung in der ökonomischen Betriebswirtschaftslehre (eng. *business studies*). In diesem Wissenschaftszweig hat sich folgende Definition von Freeman (1984) durchgesetzt: “... a Stakeholder in an organization is (by definition) any group or individual who can affect or is affected by the achievement of the organization’s objectives.”

Der Einbezug der Stakeholder war für die Betriebswirtschaft ein Mittel, das eine Firma zur Optimierung ihrer Ressourcen und zur Kontrolle ihrer Umgebung einsetzen sollte (Champion et al. 2002: 8). Der Begriff verwies insbesondere auf die Bedeutung des Einbezugs von Gruppen, die durch negative Externalitäten unternehmerischer Tätigkeit betroffen waren (z.B. Luft- oder Wasserverschmutzung) und sich unter Umständen gegen das Unternehmen wenden könnten. Im Rahmen der in jüngerer Zeit breiter geführten Debatte um *Corporate Social Responsibility* wurde aber auch die Frage der sozialen Verantwortung der Firmen aufgegriffen (Vos 2002). Weil diese nicht nur in der Maximierung des Profits bestünde (und damit nicht nur den Interessen der Shareholder), müssten die verschiedenen Stakeholder einer Firma identifiziert und einbezogen werden.

### Politikfeldanalyse

Innerhalb der Politikwissenschaften findet sich der Begriff Stakeholder etwa in der sogenannten ‘Politikfeldanalyse’. Hier werden die Strategien der staatlichen Verwaltung sowie der in einem staatlichen Gefüge relevanten politischen Organisationen untersucht, um das institutionelle Umfeld (wie etwa den Verwaltungsaufbau oder die gesetzlichen Grundlagen), unterschiedliche Interessen von involvierten Kreisen (Stakeholder) sowie deren Diskurse innerhalb eines Politikbereiches zu analysieren. Da dies ein sehr weitgespanntes Themenfeld darstellt, konzentrieren sich solche Analysen meist auf einen Politikbereich, z.B. den Naturschutz oder die Raumplanung.

Stakeholder werden also in diesem Bereich mit Akteuren (zumeist Organisationen), die sich in diesem Politikfeld bewegen und bestimmte Interessen und Ansprüche haben, übersetzt – wobei der Begriff ‘Akteure’ mehr Verbreitung findet als Stakeholder.

Die Politikfeldanalyse basiert normativ auf einem demokratischen und emanzipatorischen Verständnis. Die während langer Zeit auch in der Politikwissenschaft wichtigen *rational-choice-Ansätze* wurden kritisiert, weil sie dem institutionellen Kontext sowie den unterschiedlichen Problemdefinitionen der verschiedenen Akteure zu wenig Rechnung trugen. Heute wird der Rolle von Wissen, Diskursen und darauf basierenden Problemdefinitionen und -interpretationen mehr Bedeutung zugemessen.

Die partizipatorische Politikfeldanalyse versucht denn auch, durch Einbezug der Betroffenen, „auf Konsens beruhende Policy-Konzepte zu erarbeiten“ (Nohlen 1992: 9). Wälti (2001: 47) geht z.B. davon aus, dass sich die Stakeholder gerade bei Politiken mit räumlichen Auswirkungen sehr häufig einmischen, um ihre Interessen einzubringen oder zu verteidigen.

### Sozialwissenschaftliche Zugänge

In den Sozialwissenschaften wurden bei der Analyse gesellschaftlicher Zusammenhänge lange Zeit Strukturen und Systemzusammenhänge grössere Aufmerksamkeit als dem Tun einzelner Menschen oder sozialer Gruppen beigemessen. Verschiedene heutige gesellschaftstheoretische Ansätze betonen die aktive Rolle von handelnden Akteuren bei der Entstehung, Veränderung und Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen. Dazu gehören prominent Giddens' Strukturierungstheorie (Giddens 1985), Bourdieus Theorie der Praxis (Bourdieu 1987), und VertreterInnen des kritischen Realismus (Sayer 1992). Gemeinsam ist diesen Ansätzen das Interesse für die Reproduktion oder die Veränderung von gesellschaftlichen Strukturen in der alltäglichen Praxis. Dabei wird deren „raumzeitliche Gebundenheit“ also deren sozialer, räumlicher und historischer „Kontext“ – betont.<sup>4</sup> Im Rahmen dieser Zugänge zu gesellschaftlicher Praxis wird zumeist nicht direkt auf den Begriff der Stakeholder zurückgegriffen – wichtiger sind hier eher Begriffe wie Handlung, Akteure, Handlungsfähigkeit (*agency*), Struktur und System.

Intensiv mit analytischen wie normativen Fragen des Einbezugs von Stakeholdern befasst sich Habermas in seiner „Diskursethik“ (Habermas 1995a, b). Er geht davon aus, dass alle, die von einem Entscheid betroffen sind, das Recht haben, sich an der Meinungsbildung und Entscheidungsfindung zu beteiligen. Bei Konflikten sollen Handelnde ihre Geltungsansprüche formulieren und begründen dürfen – sie sind sogar verpflichtet dazu. Diese Ansprüche beziehen sich entweder auf einen Sachverhalt („objektive Welt“), eine gesellschaftliche Norm („intersubjektive Welt“) oder auf ein persönliches Erlebnis („subjektive Welt“). Als regulative Idee wird verlangt, dass bei einem Konflikt alle Ansprüche formuliert, begründet und kritisiert werden dürfen und dass sich das „bessere“, d.h. besser begründete Argument durchsetzen kann. Verschiedene Partizipationsansätze greifen auf die Ideen von Habermas zurück, um die Ansprüche der verschiedenen Stakeholder und die Debatte über letztere angemessen verstehen und beurteilen zu können.<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> Vgl. Sayer, 1992.

<sup>5</sup> Vgl. z.B. Renn, 1996 oder Wolff, 1999.

Eine der prinzipiellen Fragen bei der Stakeholder-Identifikation ist der Einbezug von Ansprüchen oder Interessen derjenigen, die sich nicht direkt am kommunikativen Prozess beteiligen können (z.B. die “Natur” oder die “Nachfahren”). Diese Frage wird heute v.a. in der Wissenschaftsforschung (*science studies*) oder in Akteur-Netzwerk-Theorien diskutiert.<sup>6</sup> Werden z.B. einfach die Naturschutzorganisationen als Stellvertreter akzeptiert oder vertreten diese auch Ziele oder Interessen, die z.B. in ihrer Organisation oder bei den einzelnen Meinungsführern begründet liegen?

### Verfeinerung des Begriffs Stakeholder

Die obige Sichtung verschiedener Debatten weist auf den Stellenwert hin, den der Begriff der Stakeholder im Rahmen von Analysen wie normativen Debatten bezüglich gesellschaftlicher Prozesse innehat – und sie deuten darauf hin, dass das Verständnis des Begriffs stark von den Vorstellungen zur gesellschaftlichen Wirklichkeit (Ontologien) der jeweiligen AutorInnen abhängt. Im folgenden werden einige als wesentlich erachtete Aspekte dieser Definitionsbreite zusammengefasst.

*Beteiligte und Betroffene:* Der englische Begriff Stakeholder kann in der deutschen Übersetzung sowohl Beteiligte als auch Betroffene beinhalten:

- Beteiligte können an einem Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess teilhaben.
- Die Interessen von Betroffenen (wie z.B. Erholungssuchende bei einem Hochwasserschutzprojekt, oder ‘Zielgruppen’ in einer Massnahme der EZA) werden zwar von einem Programm oder einem Projekt tangiert. Abhängig von den Zielen und Massnahmen des Projekts oder dem Wissenstand der Projektierenden werden sie in Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess einbezogen – oder auch nicht.

Stakeholder können somit als Akteure verstanden werden, deren Interessen von Entscheidungen, Projekten oder Politiken in irgendeiner Art und Weise betroffen sind oder betroffen sein könnten. Diese Interessen müssen nicht unbedingt einen direkten Zusammenhang mit dem konkreten Sachverhalt – dem Programm oder dem Projekt – aufweisen. Bestimmte Stakeholder können z.B. auch an einem Projekt interessiert sein, weil es die bestehenden Machtverhältnisse und damit ihre eigene soziale Position berührt.

- *Aktive und passive Stakeholder:* In der Literatur wird häufig zwischen aktiven und passiven Stakeholdern unterschieden: Die aktiven oder determinierenden Stakeholder können Entscheidungen beeinflussen; die passiven oder determinierten Stakeholder sind Entscheidungen der anderen ausgesetzt. Unterscheidungskrite-

---

6 Vgl. z.B. Latour & Le Bourhis, 1995 oder Latour, 2004

rium ist somit sowohl die Möglichkeit (Macht), auf den Projektierungsprozess Einfluss zu nehmen, als auch der Wille, den Prozess tatsächlich zu beeinflussen. An Stelle von aktiv und passiv wird auch zwischen primären und sekundären Stakeholdern unterschieden (Grimble & Wellard 1997: 176);

- die primären Stakeholder sind die primären Nutzniesser eines Projekts (oder sollen es gemäss Projekt zumindest sein);
- die sekundären Stakeholder (etwa Planer) nehmen in diesem Verständnis am Prozess teil, weil sie z.B. von Amts wegen müssen oder von einem Projekt direkt oder indirekt betroffen sind.

In der betriebswirtschaftlichen Organisationsforschung sind die Begriffe der primären und sekundären Stakeholder allerdings anders definiert: Primäre Stakeholder sind diejenigen ohne die eine Firma ihre Aktivitäten nicht fortsetzen könnte (z.B. Mitarbeiter). Sekundäre Stakeholder sind dann alle anderen, die eine Firma berücksichtigen muss oder sollte, weil sie Einfluss auf die Entwicklung der Firma haben können (Clarkson 1995).

Solche Dichotomisierungen von Stakeholdern finden sich in ähnlicher Weise bei der Unterscheidung zwischen den *Projektverantwortlichen* und den *übrigen Akteuren*, wobei erstere teilweise gar nicht in die Stakeholder-Analyse einbezogen oder als 'neutral' oder 'interesselos' betrachtet werden. Im Rahmen von neueren soziologischen Ansätzen wie der Praxisanalyse oder politologischen Ansätzen wie Politikfeld- oder Netzwerkanalyse müssen generell *alle Akteure* und ihr jeweiliger sozialer Kontext in die Analyse einbezogen werden, um die Umsetzung einer Politik oder eines Projekts angemessen verstehen zu können.

## Zur Identifikation von Stakeholdern – Prinzipien und Zugänge

### Grundsätzliche Fragen

Je nach disziplinärem Interesse ist die Frage, inwieweit alle Beteiligten und Betroffenen in einen Prozess eingebunden werden (müssen), eine normative Bedingung ("Alle Betroffenen sollten in den Prozess eingebunden werden") oder der Gegenstand empirischer Abklärung ("Wer wurde effektiv in den Prozess eingebunden?"). Die Identifikation der Stakeholder folgt dementsprechend anderen Prinzipien.

Im Rahmen sozialwissenschaftlicher Zugänge wird darauf hingewiesen, dass es nicht nur darum gehen kann, die verschiedenen Stakeholder einfach aufzulisten. Eine Stakeholder-Analyse bedingt in diesem Sinne auch, dass die (z.B. lebensweltlichen oder ökonomischen) *Relevanzsysteme*, an denen sich die einzelnen Akteure in einem be-

stimmten Kontext orientieren, aufgearbeitet werden. Letzteres gibt Hinweise auf Ziel- und Interessenkonflikte, die ein Projekt auslösen kann.

Nach welchen Kriterien werden nun Stakeholder in konkreten Beispielen identifiziert? Generell lassen sich zuerst einmal folgende hauptsächlichen Ansätze unterscheiden:

- Gezielte und selektive Identifikation von Stakeholdern in Abhängigkeit von Zielen oder Perspektiven derjenigen, die die Stakeholder identifizieren.
- Unabhängige, offene oder 'kontextualisierte' Identifikation von Stakeholdern: Stakeholder werden vor dem Hintergrund eines spezifischen sozialen, ökonomischen oder naturräumlichen Kontexts identifiziert, um die Problemperezeptionen und Lösungsalternativen verschiedenster Stakeholder einbeziehen können: "... Stakeholder identification has to be contextual and requires open-ended constructivist inquiry or exploration" (Ravnborg & del Pilar Guerrero 1998: 7).

Dies deutet bereits darauf hin, dass die Stakeholder-Identifikation eng verknüpft ist mit dem Prozess der Auswahl, d.h. der Bestimmung bestimmter sozialer Gruppen als Stakeholder – durch andere soziale Gruppen. Dies bringt zwei weitere Aspekte mit sich:

- *Ein- und Ausschluss*: Welche Stakeholder oder welche Sichtweisen und Interessen sollen weshalb einbezogen, befragt, berücksichtigt werden, und welche nicht?
- *Gruppenbildung*: Welche Stakeholder, Interessen oder Sichtweisen können aufgrund welcher Kriterien zu Gruppen zusammengefasst werden? Mit anderen Worten: Auf welcher Basis findet die Kategorisierung und Gruppenbildung statt? Vertreten z.B. alle staatlichen Vertreter die gleichen Interessen oder Meinungen?

## Prinzipien

Die oben formulierten Aspekte machen deutlich, dass die Anwendung der Kategorie Stakeholder im gesellschaftlichen Kontext nach verschiedensten Kriterien oder Prinzipien geschehen kann. Abbildung 13 ist ein Versuch, solch mögliche Prinzipien von Ein- und Ausschluss, nach denen Stakeholder identifiziert oder in Gruppen gefasst werden können, transparent zu machen. Diese Abbildung beruht auf einer detaillierteren Sichtung von in der Literatur genannten Prinzipien (siehe Anhang).

Abb. 13: Mögliche Prinzipien zur Identifikation oder Gruppierung von Stakeholdern

Generelle Prinzipien	Beispiele verfeinerter Kriterien
Macht und Ressourcen	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Macht</li> <li>• Einfluss</li> <li>• Sozialkapital</li> <li>• Gesetzliche Vorgaben</li> </ul>
Legitimität und Interessen	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Legitimität von Ansprüchen oder Akteuren</li> <li>• Dringlichkeit von Ansprüchen (Betroffenheit)</li> <li>• Gerechtigkeit</li> </ul>
Soziale Kategorien oder Ordnungsschemata	<ul style="list-style-type: none"> <li>• "Institutionen" und Organisationen</li> <li>• Ethnizität</li> <li>• Gender</li> <li>• Administrativer oder "physischer" Raum</li> <li>• Natur-Kultur-Trennung</li> </ul>
Praxisformen	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Nutzungsformen</li> <li>• betroffene "Werte"</li> </ul>

Quelle: eigene Darstellung

## Zugänge

Nach welchen Gesichtspunkten aber werden nun die Prinzipien, nach denen bestimmte Individuen oder soziale Gruppen und Organisation in einem bestimmten Zusammenhang als Stakeholder identifiziert oder ausgeschlossen werden, in der konkreten Praxis angewendet?

Basierend auf der Sichtung von Literatur und Praxisbeispielen lassen sich drei generelle Zugänge beschreiben, innerhalb derer die obigen Prinzipien sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der politischen oder planerischen Praxis häufig kombiniert werden (vgl. insbesondere (Gibson 2000: 245):

- *Normative Zugänge* (Typ "idealistische" Planende): Stakeholder müssen aus Gründen der Gerechtigkeit, der Fairness oder demokratischer Prinzipien einbezogen werden. Die Prinzipien Legitimität, Gerechtigkeit oder Dringlichkeit stehen im Zentrum. Im Rahmen einer partizipativen Planungspraxis wird zumindest programmatisch eine solche Art der Stakeholder-Identifikation postuliert. Unter Umständen werden dabei Fragen der aktuellen, machtbestimmten sozialen Praxis, in welche eine Firma oder ein Projekt eingebettet ist, zuwenig berücksichtigt.
- *Deskriptive Zugänge* ("Forschungstyp") fragen danach, wer in einen Prozess einbezogen wird und wer nicht. Sie versuchen ein Projekt oder eine Sektoralpolitik in dessen sozialem Kontext zu verorten. Wie gestaltet sich die Nutzungs- und Schutzpraxis? An welchen sozialen Strukturen orientiert sie sich? Welche Akteure

können (potentiell) Einfluss nehmen, welche nicht? Die bisherige Praxis und v.a. Machtfragen werden eher im Zentrum stehen als bei normativen Zugängen. Andererseits interessieren sie sich auch für die Prinzipien, nach denen in dieser Praxis (z.B. von einer Projektleitung) Stakeholder einbezogen oder ausgeschlossen werden. Kritische sozialwissenschaftliche Zugänge versuchen die Angemessenheit der Identifikation und des Einbezugs der Stakeholder zu analysieren.

- *Instrumentelle Zugänge* (Typ umsetzungsorientierte Planende oder politische Verantwortliche): Hier steht primär die Umsetzung einer Politik oder eines Projekts im Vordergrund. Fragen sind z.B.: Welche Nutzungs- und Schutzpraxis wird wie verändert? Welche "Interessen" tangiert ein Projekt? Welchen Impact können die verschiedenen Gruppierungen auf ein Projekt haben? Nach diesen umsetzungsorientierten Kriterien werden Stakeholder tendenziell einbezogen oder ausgeschlossen.

### Einstiegspunkte der Stakeholder-Identifikation

Schliesslich: Wie wird bei einem Projekt (Planung, Forschung usw.) konkret vorgegangen? An welchen obigen Prinzipien und Zugängen orientiert sich das Vorgehen? Und v.a.: wie wird dieses doch komplexe Unterfangen der Stakeholder-Identifikation ganz konkret initiiert und angegangen?

Nachfolgend werden verschiedene mögliche Einstiegspunkte beschrieben und am von Zaugg Stern (2006) aufgearbeiteten Beispiel der zweiten Thurkorrektur im Kanton Thurgau (1989-2003) illustriert. Ein erstes Bauprojekt an der Thurgauer Thur musste 1987 nach Protesten von Natur- und Umweltschutzorganisationen zurückgezogen werden. Die anschliessende Überarbeitung und Neuauflage des Projekts fand unter Einbezug der als relevant erachteten Stakeholder statt. Lokale Interessen der Landwirtschaft und der Thur-Gemeinden waren dabei überproportional vertreten. 1991 konnte ein neues Bau- und Auflageprojekt vorgestellt werden, dass von allen Akteuren zumindest vordergründig begrüsst wurde. Angesichts von Implementierungsschwierigkeiten konnten lokal gut verankerte Stakeholder grossen Einfluss auf die Umsetzung der ersten Etappe generieren. Verschiedene bereits beschlossene Massnahmen v.a. im Bereich Naturschutz wurden deshalb nur abgeschwächt oder gar nicht umgesetzt. Bei den weiteren Etappen beschlossen die Verantwortlichen deshalb, die Umsetzung der Projekte von einer Begleitgruppe absichern zu lassen. Diese Etappe wurde dann 2005 vollendet. Im Verlaufe dieser verschiedenen Phasen wurden Stakeholder nach wechselnden und sich teilweise auch überlagernden Prinzipien ausgewählt.

### a) Einstieg über 'Expertenwissen'

In einem ersten Zugang bildet 'Expertenwissen' die Grundlage für die Identifikation von Stakeholder-Gruppen: die Stakeholder werden z.B. direkt von der Projektleitung identifiziert (McGuirk 2001). Mit anderen Worten: primäre Stakeholder (Ämter, gut etablierte Verbände) identifizieren die sekundären Stakeholder.

*Beispiel zweite Thurkorrektur:*

*Nach der Ablehnung des Hochwasserschutzprojekts von 1987 durch den Bund wurde eine Stakeholder-Gruppe – die Projektkommission Thur – gebildet. Der Regierungsrat definierte auf dem Verordnungsweg – gestützt auf das Wissen und die Meinungen der zuständigen Ämter – die Zusammensetzung der Kommission.*

### b) Einstieg über Problemdefinitionen

Innerhalb dieses Zugangs geschieht der Einstieg über die Identifikation von Problemen oder Sachfragen (z.B. Grundwasser, Elektrizität oder Landwirtschaft). Diese Problem- oder Sachkonstellation eröffnet nun den Zugang zur eigentlichen Stakeholder-Identifikation: Die Stakeholder werden als Advokaten der ausgeschiedenen Probleme oder Sachfragen betrachtet (vgl. Duram & Brown 1998).

*Beispiel zweite Thurkorrektur:*

*Die Landwirtschaft wurde von Beginn weg als ein Kernthema der zweiten Thurkorrektur betrachtet. In einer Arbeitsgruppe, die sich der Vorlandbewirtschaftung an der Thur widmete, wurden neben dem kantonalen Wasserbau auch das kantonale Landwirtschaftsamt, der Bauernverband, die landwirtschaftliche Schule Arenenberg sowie Experten zur Beurteilung der aktuellen Landwirtschaftspraxis einbezogen. Zu anderen Themen wie etwa Hydraulik, Grundwasser, Fischbiologie oder Pachtverträgen wurden ebenfalls Arbeitsgruppen mit entsprechenden ExpertInnen und/oder InteressenvertreterInnen gebildet.*

### c) Einstieg über Ziele des Projekts

Die Ziele des Projekts werden zuerst in einem bestimmten politischen oder administrativen Rahmen definiert und bilden dann die Grundlage für die Ausscheidung der Stakeholder. Letzteres führt zu einer Verengung des gesamten Spektrums der möglichen Stakeholder. Partizipative Verfahren versuchen deshalb bereits bei der Zielfindung einen möglichst breiten Rahmen von Stakeholdern einzubeziehen.<sup>7</sup>

*Beispiel zweite Thurkorrektur:*

*Bei der Ausscheidung von Zielen der zweiten Thurkorrektur gingen die Planenden von einem klaren Bild dessen aus, was im Kanton Thurgau politisch möglich ist. Die Gewährleistung der Hochwassersicherheit wurde und wird immer noch als*

<sup>7</sup> Vgl. Hostmann et al. (2005).

*erstes Ziel betrachtet und gegen aussen vertreten. Den Zielen des Naturschutzes wurde dagegen weniger Bedeutung beigemessen. Die primär an der Hochwassersicherheit interessierten Gruppen und Institutionen konnten dementsprechend viel Einfluss auf den weiteren Projektierungs- und Umsetzungsprozess ausüben. Aufgrund von Umsetzungsschwierigkeiten bei Massnahmen des naturnahen Hochwasserschutzes konnten sie Änderungen durchsetzen, die den ökologischen Wert des Projekts zusätzlich verringerten.*

#### **d) Einstieg über Definition des administrativen oder physischen Raumes**

Ähnliches lässt sich zur Definition von Räumen sagen, die dann als Grundlage für den Einschluss oder Ausschluss von bestimmten Stakeholdern dienen (Duram & Brown 1998, Ravnborg & Westermann 2002). Bei Flussprojekten ist dieser Auswahlprozess besonders von Bedeutung, weil unter Umständen Stakeholder ausgeschlossen werden, weil sie nicht im Kanton, von welchem das Projekt geplant wird, wohnen, obwohl ihre Interessen von diesem Projekt betroffen sind.

*Beispiel zweite Thurkorrektur:*

*Der Einbezug von Stakeholdern ausserhalb des Kantons Thurgau war ein Diskussionspunkt bei der Zweiten Thurkorrektur. Die untenliegenden Zürcher Gemeinden an der Thur waren von den Entscheidungen des Kantons Thurgau direkt betroffen. Der Kanton Zürich wurde bis 1995 jedoch zuwenig in die formale Meinungsbildungs- und Entscheidungsstruktur eingebunden. Die Meinungsverschiedenheiten wurden dann 1995 im Rahmen der Projektkommission Thur, an welcher nun auch das Bundesamt für Wasserwirtschaft (BWW) und der Kanton Zürich teilnahmen, gelöst und die beiden kantonalen Hochwasserschutz-“Regimes” aufeinander abgestimmt.*

#### **e) Einstieg über die soziale Praxis**

Der Einstieg über die soziale Praxis – soziale Netzwerke, Sozialkapital der Gruppen, Nutzungsformen, usw. – lässt sich z.B. in Webler et al. (2003) oder Ravnborg & del Pilar Guerrero (1998) finden. Bestehende Nutzungsformen oder institutionelle Regelungen geben Hinweise darauf, nach welchen Prinzipien die Stakeholder identifiziert werden müssen.

Bei Ravnborg & del Pilar Guerrero (1998: 7) schildern Befragte den sozialen Raum, der sich z.B. um die ein Projekt interessierende Ressource gebildet hat und weisen auf andere Ressourcennutzer mit anderen Bedürfnissen oder Meinungen hin. So sollten nach und nach alle Stakeholder nach dem Schneeballprinzip identifiziert werden. Bei Webler et al. (2003) werden Aussagen (*statements*) über das spezifische Problem oder die soziale Situation gesammelt und dann zusammengezogen. Sie zei-

gen zum einen das Spektrum der Meinungen und Einstellungen, andererseits geben sie Hinweise auf die daran anschliessende Identifizierung von Stakeholder-Gruppen.

*Beispiel zweite Thurkorrektur:*

*Der Einbezug der Stakeholder orientierte sich wesentlich an der sozialen Nutzungs- und Schutzpraxis der Thur und der umliegenden Flächen. So wurden die wichtigen, institutionell verankerten Akteure (Ortsgemeinden, Bürgergemeinden, Bauernverband, Naturschutzverbände u.a.) einbezogen. Die Interessen der Landwirtschaft wurden im Rahmen der Projektkommission Thur durch verschiedene Akteure vertreten und konnten einen erheblichen Einfluss auf die weitere Ausgestaltung der zweiten Thurkorrektur nehmen. Nicht organisierte Interessen ohne Lobby wie etwa die Naherholung wurden jedoch weniger einbezogen.*

Die obigen Ausführungen beschäftigten sich v.a. mit abstrakten Prinzipien der Identifikation und des Einbezugs von Stakeholdern. Im Anhang werden darüber hinausgehend ausgewählte Methoden der Stakeholder-Identifikation wie die Beteiligtenanalyse, die Einfluss-Betroffenheits-Matrix und das *stakeholder-salience-model* erläutert.

## Diskussion

### Welche Stakeholder vertreten eigentlich welche stakes?

Die Bedeutung des Wortteils *stake* selber wird in der Literatur selten thematisiert. Verschiedene Definitionen von Stakeholder aber deuten darauf hin, dass mit *stake* durchaus Unterschiedliches gemeint wird. Einen *stake* in etwas haben bedeutet zuerst einmal wörtlich übersetzt einen Anteil haben also beteiligt sein. Was nun diesen Anteil ausmacht, wird in verschiedenen Definitionen unterschiedlich umrissen. Beispiele etwa sind folgende:

*“Stakeholders are those who have an interest in a particular decision, either as individuals or representatives of a group. This includes people who influence a decision, or can influence it, as well as those affected by it” (aus den Vorbereitungen zum Erdgipfel 2002).<sup>8</sup>*

*“Today, we often speak of actors or players, as opposed to target groups. The notion of ‘actors’ is based on the perception of development cooperation as a mechanism to facilitate the partner country’s own change processes. The change process is influenced by all partner-country actors involved, as well as donors, as they all represent specific interests. The term ‘stakeholder’ used by the World Bank is more or less synonymous with the term ‘actor’. The negotiation by actors of different op-*

---

8 GPA, 2002.

*tions for development is at the heart of developmental change for poverty reduction (Verständnis der GTZ).<sup>9</sup>*

*“Stakeholder – in the wider sense of the word ‘stakeholder’ refers to people who have an interest in a particular decision, either as individuals or representatives of a group” (Verständnis bei NOVARTIS).<sup>10</sup>*

*“Stakeholders are the individuals, groups, or institutions that have an interest or stake in the outcome of a project. The term also applies to those potentially affected by a project. Stakeholders include land users, country governments, implementing agencies, project executing agencies, groups contracted to conduct project activities at various stages of the project, and other groups in the civil society which may have an interest in the project” (eine Beschreibung bei der ADB).<sup>11</sup>*

Von besonderem Interesse hier ist die Enge oder Breite, mit der der *stake* eines Stakeholders umrissen ist. Während in einzelnen Definitionen von einem “interest in a particular decision” oder “institutions that have an interest or stake in the outcome of a project” die Rede ist, so wird in anderen etwa festgestellt, dass ein “change process is influenced by all partner-country actors involved”.<sup>12</sup>

Mit anderen Worten: Je nach Gebrauch wird *stake* assoziiert mit einem bestimmten Interesse, das ein Stakeholder oder eine Gruppe von Stakeholdern hat. Landwirte etwa haben gemäss diesem Verständnis ihren *stake* in Fragen der Landwirtschaft, UmweltschützerInnen in Fragen des Umweltschutzes, SportlerInnen – z.B. im Rahmen der Diskussion konfliktärer Waldnutzungen in der Schweiz – in Fragen des Sports. Diese jeweiligen Stakeholder sind somit mehr oder weniger synonym zu einem bestimmten Interesse. Eng verknüpft mit diesem Verständnis ist auch die Annahme, dass eine bestimmte Gruppe von Leuten einen bestimmten *stake* homogen vertreten – alle Landwirte haben hier das gleiche Interesse.

Andere Definitionen umschreiben den *stake* breiter, als ein generelles Interesse an Fragen des Wandels, von dem bestimmte Personen, Gruppen oder Organisationen betroffen sein können. Hier werden somit diejenigen als Stakeholder bezeichneten sozialen Entitäten nicht kausal auf einen bestimmten *stake* reduziert.

Diese Unterschiede im Verständnis von *stake* können durchaus relevant sein in bestimmten Aushandlungsprozessen. So zeigten etwa Untersuchungen zur Stakeholder-Beteiligung bei der Renaturierung der Seymaz im Kanton Genf (Ejderyan, erscheint 2007), dass gewisse Landwirte in ihren Interventionen oft auch Interessen ausserhalb ihres eigentlichen Themas vertraten, etwa die Wichtigkeit der Erhaltung bestimmter

---

9 GTZ, 2006.

10 Hemmati, 2002.

11 ADB, 2005.

12 GTZ, 2006.

Gehwege für Fussgänger. Ähnlich argumentierten Vertreter des Naturschutzes. Diese, über die von den Projektverantwortlichen diesen Stakeholdern zugeteilten *stakes* hinausgehenden Interessen und Interventionen waren sehr umstritten, und wurden zum Teil kritisiert, oder als strategisches Verhalten fehl gedeutet.

Die Heterogenität der Interessen bestimmter Stakeholder an ihrem *stake* zeigte sich bei der Studie zum Hochwasserschutz an der Thur<sup>13</sup>: im Verlauf der Projektierung der 2. Thurkorrektur kollidierten zunehmend die Interessen der direkt betroffenen Landwirte, die sich gegen Flächenabtretungen wehrten und das Projekt verzögerten, mit dem Interesse der Landwirtschaft im gesamten Thurtal an einem funktionierenden Hochwasserschutz.

Die Gefahr der Reduktion des Begriffs Stakeholder auf die Vertretung eines bestimmten – und isolierten – Interesses führt öfters dazu, dass eher der Begriff „Akteur“ Verwendung findet – siehe etwa die obige Definition der GTZ. Wichtig erscheint uns hier weniger die Frage des verwendeten Begriffes als vielmehr die Notwendigkeit, den Begriff Stakeholder sorgsam und reflektiert zu verwenden.

### Gefahr der Instrumentalisierung

Die bisherige Schilderung hat die Herkunft, Definition – und Definitionsbreite – sowie die konkrete Operationalisierung des Begriffes Stakeholder geschildert. Die wohl wichtigste Erkenntnis dabei ist, dass dieser Begriff zwar ‘nur’ eine analytische Kategorie darstellt, deren genaue Definition aber sehr stark normativ geprägt ist, insbesondere vom jeweiligen Verständnis des Kontexts, für den dieser Begriff umgesetzt wird.

Die Beispiele aus der konkreten Praxis illustrieren, dass die dabei zugrundeliegenden Identifikationsprinzipien normalerweise ebenso wenig problematisiert werden wie die Implikationen, die aus diesen Konzepten folgen – insbesondere die doch häufig weitreichenden Konsequenzen des Einschlusses oder Ausschlusses bestimmter Akteure oder Interessen. Der Begriff erscheint daher oft eher als eine Absichtserklärung von projektverantwortlichen Experten, Entscheidungen gesellschaftlich breiter abzustützen und zu legitimieren.

Ein zentrales Problem der Verwendung des Begriffs Stakeholder liegt darin begründet, dass für analytische Zwecke alle Akteure an sich gleich behandelt werden sollten. In der geschäftlichen oder planerischen Praxis muss jedoch das Management oder die Projektleitung sowohl die Identifizierung der Stakeholder als auch die Vermittlung zwischen den einzelnen Stakeholdern und Interessen übernehmen. Häufig betrachtet es sich deshalb als ‘extern’ und über den Interessen anderer Stakeholder stehend.

---

13 Vgl. Zaugg Stern, 2006: 4.

Der Stakeholder-Zugang geht dabei tendenziell von einem konkreten Projekt oder von einer konkreten Firmenpolitik aus, die häufig weder hinterfragt noch in einen spezifischen sozialen und politischen Kontext gestellt wird – die Projektideen oder die Ausrichtung der Firma werden als gegeben betrachtet. Im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit, aber auch bei der Formulierung und Umsetzung von öffentlichen Politiken im Norden erscheinen diese Annahmen auch aus weiteren Gründen problematisch:

- Die Interessen, welche die Projektverantwortlichen des Staats vertreten, können nicht einfach als öffentliche und “höhere” Interessen betrachtet werden. Sonst müssten sie gemäss dieser Logik einfach ohne Verhandlungsprozess umgesetzt werden.
- Die Projektleitung kann auch nicht als über den Interessen stehend, neutral und “interesselos” betrachtet werden. Ihr Handlungsspielraum beim Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess ist zumeist durch Gesetze, öffentliche Politiken oder vorherrschende politische Diskurse begrenzt. Zumindest hat die Projektleitung das Interesse, ihr konkretes Projekt umzusetzen (McGuirk 2001: 208).

### Herausforderungen

Die Aufgabe der sozialwissenschaftlichen Forschung ist es dementsprechend, einen breiteren Stakeholder-Begriff zu verwenden als dies etwa die Verwaltung tut. Zudem hat sie die Aufgabe, die Prinzipien herauszuarbeiten, nach denen die Identifikation und der Einschluss oder Ausschluss der Stakeholder in der politischen und planerischen Praxis geschieht. Letzteres verweist auf den Unterschied zwischen Politikevaluation und Politikanalyse. Dies führt schliesslich zum Anspruch an Planungspraxis wie Forschung, den Einsatz des Begriffs Stakeholder kritisch zu reflektieren, und dabei insbesondere folgende Aspekte zu berücksichtigen:

*Ziel und Zweck der Stakeholder-Identifikation transparent machen:* Zweck und Absicht der Identifikation von Stakeholdern sollen klar und transparent sein. Dies beeinflusst die Prinzipien und Kriterien, nach denen Stakeholder bestimmt werden. Wissenschaftliche Forschung muss die Identifikation von Stakeholdern unter Umständen anders begründen als Akteure aus Planung und Politik.

*Staatliche Akteure als Stakeholder wahrnehmen:* Die Identifikation von Stakeholdern kann und muss sich auch auf den staatlichen Bereich erstrecken. So können z.B. Gemeinden, verschiedene Amtsstellen des Kantons oder unterschiedliche Behörden auf Bundesebene (in der Schweiz oder entsprechende Organisationsformen – inklusive der EZA – im Süden) als wesentliche Stakeholder mit zum Teil unterschiedlichen Interessen begriffen werden.

*Keine „legalistische“ Identifikation der Stakeholder:* Stakeholder, die nicht direkt im Projektperimeter wohnen oder arbeiten und vom Gesetz her eigentlich keinen Anspruch auf Berücksichtigung hätten, sollten wenn möglich trotzdem einbezogen werden.

*Stakeholder und Interessen oder Ansprüche identifizieren:* Es sollte genau abgeklärt werden, inwieweit ein Stakeholder in einem Prozess bestimmte Ansprüche oder Interessen oder nur einen bestimmten Ausschnitt davon repräsentiert: Vertreten z.B. die involvierten Landwirte bei einem Projekt der Flussrevitalisierung nun die Interessen „der Landwirtschaft“ oder primär ihre eigenen? Vertreten die Vertreter der Gemeinden wirklich die Interessen der gesamten Bevölkerung oder nur die Interessen eines kleinen aber aktiven Anteils, der seine Ansprüche effektiv in den Prozess einbringen kann?

Es sollte deshalb unterschieden werden zwischen den Stakeholdern (als Personen) und den Ansprüchen und Interessen, die durch ein Projekt oder eine Politik betroffen sind oder sein könnten. Bei der Stakeholder-Identifikation sollten Stakeholder und Ansprüche oder Interessen einander gegenüber gestellt werden, damit ersichtlich wird, inwieweit alle Interessen, Positionen und Sichtweisen auch wirklich abgedeckt sind.

Konkrete Identifikationsprozesse kritisch aufarbeiten: Die Forschung sollte sich schliesslich dafür interessieren, wie in der konkreten planerischen und politischen Praxis Stakeholder und Interessen identifiziert werden. Weshalb werden bestimmte Akteure identifiziert und andere nicht? So können Entscheidungen nachvollzogen und allenfalls kritisiert werden.

## Anhang

### Ausgewählte Prinzipien der Stakeholder-Identifikation

Die nachfolgende Tabelle beruht auf einer ausgedehnten Literaturrecherche, deren Ziel es war, die jeweils explizit oder implizit verwendeten Prinzipien der Stakeholder-Identifikation zu erkennen.

Abb. 14: Ausgewählte Prinzipien der Stakeholder-Identifikation

“Prinzip” zur Stakeholderidentifikation	“Disziplin”	Quelle	Bemerkungen
Macht und Ressourcen			
Macht	Business Studies	(Kaler 2002: 95)	Der (instrumentelle) Einbezug von mächtigen Akteuren als Grundlage für die effiziente Umsetzung von Unternehmenszielen, Projekten oder Programmen
Einfluss	Natural Resource Management (NRM)	(Grimble & Wellard 1997: 176)	Einfluss der Stakeholder auf den Erfolg eines Projekts
Relevanz („Importance“) von Interessen	NRM	(Grimble & Wellard 1997: 176); (Dissing 2002)	
Sozialkapital	NRM	(Ravnborg & del Pilar Guerrero 1998: 7)	Stakeholder werden über ihr “Sozialkapital“ identifiziert und gruppiert
Soziales Netzwerk	Politologie	(Wälti 2001)	Starke Präsenz von Akteuren Netzwerken (constellation d’acteurs): deshalb Netzwerke Analyse (Mayntz und Scharpf).
gesetzliche Vorgaben	Wissenschaftsanthropologie/ -soziologie	(Latour & Le Bourhis 1995)	Beispiel Frankreich : CLE (communautés locales de l’eau): 50 % Gewählte, 25% Staatsrepräsentanten, 25% Benützer Beispiel Schweiz: Einspracheberechtigte Organisationen bei Umsetzungsprozessen von Wasserbauprojekten können oft nur Stakeholder aus dem jeweiligen Kanton teilnehmen

“Prinzip“ zur Stakeholderidentifikation	“Disziplin“	Quelle	Bemerkungen
“Experten-“ Wissen	Planning	(McGuirk 2001)	das “Experten“-Wissen der Projektleitung über das soziale Feld dient als Prinzip der Identifikation (Case study) und Gruppierung von Stakeholder; das Expertenwissen garantiert die “Gültigkeit“ der Identifikation und Gruppierung
Legitimität von Stakeholdern und Interessen			
Legitimität	Business studies	(Kaler 2002: 94)	Legitimität von Stakeholdern und deren Ansprüchen als Leitlinie für die Auswahl von Stakeholdern
Legitimität	Organisationsforschung	(Husted 1998: 646)	gesellschaftlich “legitimierte“ Stakeholder werden in den Prozess einbezogen <sup>1</sup>
Dringlichkeit der Ansprüche (Urgency)	Business studies	(Kaler 2002: 96)	Basiert sowohl auf der Legitimität der Ansprüche als auch auf der Macht der sie vertretenden Stakeholder <sup>2</sup>
Gerechtigkeit			
Gerechtigkeit	Business studies	(Phillips & Reichart 2000: 186) (Husted 1998: 646)	Stakeholder Fairness als Grundlage für die Auswahl der Stakeholder <sup>3</sup>
Soziale Kategorien oder Ordnungsschemata			
“Institutionen“ und Organisationen	NRM	(Dissing 2002)	Bildung von Stakeholdergruppen entlang von existierenden Institutionen oder Organisationen (z.B. staatliche Akteure, Bauernverbände)
Ethnizität	NRM	(Ravnborg & del Pilar Guerrero 1998: 7)	Ethnizität als Identifikationsprinzip bei Fragen der Ressourcennutzung
Gender	NRM	(Ravnborg & del Pilar Guerrero 1998: 7)	Gender als Identifikationsprinzip bei Fragen der Ressourcennutzung
Natur-Kultur-Trennung	Wissenschaftsanthropologie und -soziologie	(Latour & Le Bourhis 1995)	“Natur“ – hier das Wasser – gilt auch als „Stakeholder“

“Prinzip“ zur Stakeholderidentifikation	“Disziplin“	Quelle	Bemerkungen
Administrativer oder “physischer“ Raum	NRM	(Ravnborg & Westermann 2002) (Duram & Brown 1998)	Akteure in einem ausgeschiedenen (z.B. problemzentrierten) Raumausschnitt können am Prozess teilhaben, die anderen nicht (Watershed-Management): bei Umsetzungsprozessen von Wasserbauprojekten orientieren sich z.B. die Planer an kantonalen Grenzen
Praxisformen			
Nutzungsformen	NRM	(Ravnborg & del Pilar Guerrero 1998)	bestehende Nutzungsformen geben Hinweise zur Identifikation der betroffenen Stakeholder
betroffene “Werte“	NRM	(Hämäläinen et al. 2001)	Bestimmung von betroffenen biophysischen, natürlichen oder sozialen „Werten“ als Grundlage für die Identifikation der Stakeholder

- 1 Epstein and Votaw (1978, p. 72, zit. in Husted, 1998) definieren Legitimität als “a condition that occurs with the congruence of organizational activities with social norms.” In the case of legitimacy, it is a comparison of organizational activities with socially accepted standards; in distributive justice, it is a comparison of one’s own inputs and outputs with the inputs and outputs of another.”
- 2 *Urgency* meint gleichzeitig Not und Ernsthaftigkeit
- 3 “The principle of stakeholder fairness states that: Whenever persons or groups of persons voluntarily accept the benefits of a mutually beneficial scheme of cooperation requiring sacrifice or contribution on the parts of the participants and there exists the possibility of freeriding, obligations of fairness are created among the participants in the cooperative scheme in proportion to the benefits accepted“ (Phillips & Reichart, 2000: 186).

Quelle: eigene Darstellung

## Beteiligtenanalysen

Zur konkreten Durchführung von Stakeholder-Identifikationen werden in der Literatur öfters Verfahren genannt wie “Beteiligtenanalyse” (GTZ) oder “Stakeholder analysis” (ODA, WB). Meist bedeuten diese Bezeichnungen jedoch nicht mehr als eine Aufforderung an Projektverantwortliche, mögliche Beteiligte zu benennen, und diese auch in der Planungs- und Umsetzungspraxis zu berücksichtigen. Sie sagen auch wenig darüber aus, nach welchen Prinzipien, und mit welchen Zugängen diese Auswahl zu geschehen hat.

Die Vorgehen etwa von ODA, der Weltbank oder der GTZ (im Rahmen der “Zielorientierten Projektplanung” ZOPP, (GTZ 1984), sind diesbezüglich sehr ähnlich und beinhalten in etwa folgende Schritte (Grimble & Wellard 1997: 187):

- eine Liste mit Stakeholdern wird (von den Projektverantwortlichen) aufgestellt;
- die Interessen dieser Stakeholder in Verbindung zum identifizierten Problem werden (von den Projektverantwortlichen) herausgearbeitet;
- Macht und Einfluss der verschiedenen Stakeholder werden abgeschätzt;
- die Bedeutung und Dringlichkeit der Ansprüche der Stakeholder werden abgeschätzt;
- Einfluss und Bedeutung der Stakeholder werden z.B. in einer Matrix kombiniert, um die Dringlichkeit des Einbezuges abschätzen zu können;
- Voraussetzungen und Risiken der Kooperation verschiedener Stakeholder werden abgeschätzt;
- Und schliesslich wird (von den Projektverantwortlichen) beschlossen, welche Stakeholder nun einbezogen werden und wie diese an den Projektaktivitäten partizipieren können.

Solch instrumentelle Zugänge werden gerade in der Entwicklungszusammenarbeit oft im Rahmen sogenannter Handreichungen oder *tool boxes* den PraktikerInnen zur Verfügung gestellt. Beispiele sind etwa

- Das Methodenbündel des Rapid Rural Appraisal (RRA)
- Die “AusGuides”, d.h. die Handreichungen der Australischen Entwicklungsbehörde<sup>14</sup>
- Die tool box des Natural Resource Institute (NRI) in England<sup>15</sup>
- Das Handbuch der DfID<sup>16</sup>
- Die tool box des IIED<sup>17</sup>

---

<sup>14</sup> Vgl. AusAID, 2006.

<sup>15</sup>Vgl. NRI, 2006.

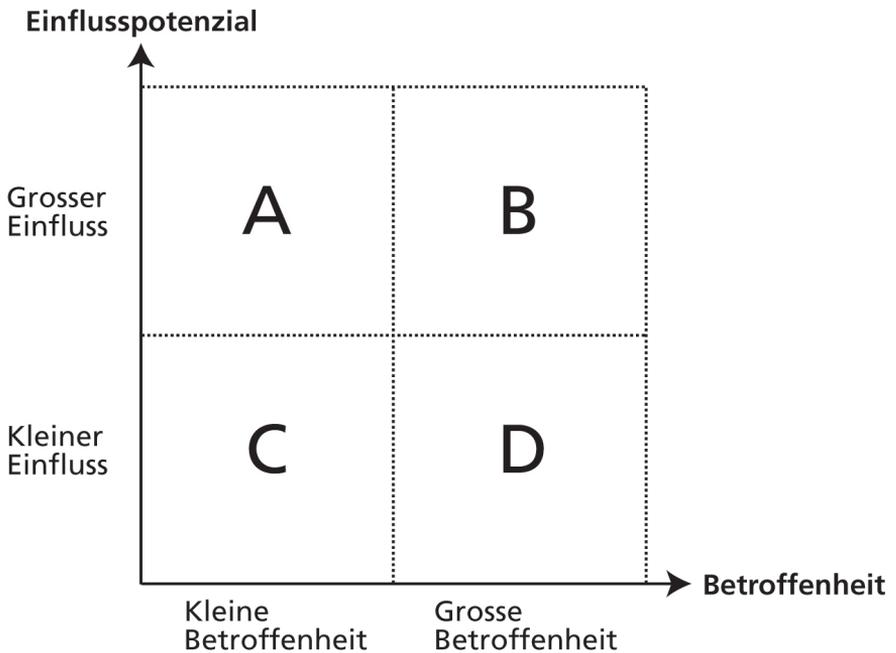
<sup>16</sup> Vgl. DFID, 2002.

<sup>17</sup> Vgl. IIED, 2004.

### **Einfluss-Betroffenheits-Matrix**

Matrizen werden häufig eingesetzt, um die Identifikation von Stakeholdern anzuregen, und andererseits Gruppenbildung zu ermöglichen. Abbildung 15 zeigt eine mögliche Struktur: Die horizontale Achse zeigt die Betroffenheit an, die vertikale Achse das Einflusspotential. Stakeholder mit ähnlicher Betroffenheit oder ähnlichem Einflusspotential können so gruppiert werden.

Abb. 15: Einfluss-Betroffenheits-Matrix

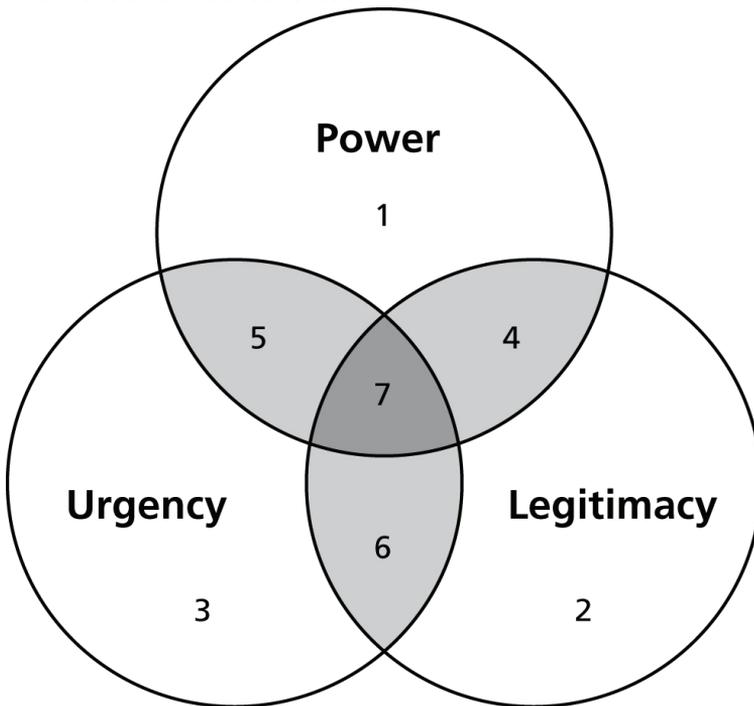


Quelle: eigene Darstellung nach Hostmann et al. 2005.

### **Stakeholder Saliency Model**

Konkreter ist das *Stakeholder Saliency Model*, (*saliency*, engl. für hervorspringen) welches aus der Betriebswirtschaftslehre stammt. Es wurde durch (Mitchell et al. 1997) entwickelt. Für ihn bietet das Modell einen Schlüssel zum Verständnis, wieso Manager bestimmte Stakeholder einbeziehen und andere nicht.

Abb. 16: Stakeholder Saliency Model



Quelle: Mitchell et al. 1997

Mitchell unterscheidet drei Prinzipien, die die Stakeholder-Identifizierung orientieren können: Legitimität (*legitimacy*), Macht (*power*) und Dringlichkeit (*urgency*). Aus einer Kombination dieser Attribute kann eine Typologie erstellt werden:

- *Macht* beinhaltet hier ein breites Spektrum, Entscheidungen beeinflussen zu können – inklusive auch der physischen Gewalt.
- *Legitimität* bezieht sich primär auf die Ansprüche der Stakeholder, die unter den vorherrschenden gesellschaftlichen Bedingungen “wünschenswert” oder “angemessen” sind.
- *Dringlichkeit* ergibt sich, wenn der Anspruch dringlich und von grosser Bedeutung für die Betroffenen ist.

Je mehr nun ein Stakeholder von diesen Attributen “kumuliert”, desto eher wird er von den Managern als “unvermeidbarer” Stakeholder betrachtet. (Mitchell et al.

1997) bildet sieben Gruppen (vgl. Abb. 4, Gruppen 1-7), die drei Kategorien zugeordnet werden können:

- *Latent stakeholders* (1-3): Wer nur über ein Attribut verfügt, gilt als latenter Stakeholder, für die die Stakeholder *saliency* klein sein wird. Gemäss den Attributen, über die sie verfügen, können sie folgenden Untergruppen zugeteilt werden: (1) *dormant stakeholders* charakterisieren sich dadurch, dass sie eigentlich genügend Macht hätten, die Entscheidungen einer Firma zu beeinflussen. Hingegen fehlen ihnen die Legitimität und/oder ein Grund, diese Macht auch auszuüben. Sie müssen nicht unbedingt in den Entscheidungsprozess einbezogen werden. Hingegen sollten sie den Entscheidungsträgern bekannt sein, weil sie ihre Macht im Verlauf des Prozesses doch noch zur Beeinflussung der Meinungsbildung oder Entscheidungsfindung einsetzen könnten; (2) *discretionary stakeholders* verfügen zwar über die Legitimität, jedoch nicht über den Einfluss oder die Macht, bestimmte Entscheidungen zu beeinflussen. Zudem weisen ihre Ansprüche keine Dringlichkeit auf. Sie können von den Firmen einbezogen werden, müssen jedoch nicht unbedingt; (3) *demanding stakeholders* stellen Ansprüche an die Firma oder Organisation, ohne dafür legitimiert zu sein oder über die Macht zu verfügen, diese Ansprüche auch durchzusetzen. Sie müssen bei der Entscheidungsfindung nicht berücksichtigt werden.
- *Expectant stakeholder* (4-6) vereinigen zwei Attribute auf sich. Von den Entscheidungsträgern werden sie zumeist wahrgenommen, jedoch nicht unbedingt in den Prozess einbezogen. Diese sind: (4) *dominant stakeholders* sind legitimiert und verfügen über die Macht, eine Entscheidung zu beeinflussen. Gewöhnlich werden sie wahrgenommen und normalerweise wird ihnen genügend Beachtung geschenkt; (5) *dangerous stakeholders*: Die Ansprüche der gefährlichen Stakeholder sind dringlich, und sie verfügen über genügend Macht, um Entscheidungen zu ihren Gunsten zu beeinflussen – auch wenn sie für die Einflussnahme nicht legitimiert sind. Obwohl sie nicht in einen Prozess einbezogen werden sollten, können sie einen Prozess beeinflussen. Die Manager oder Planer sollten sich dementsprechend unbedingt mit dieser Gruppe und ihren Ansprüchen auseinandersetzen und nach allfälligen Möglichkeiten, einen potentiellen Konflikt zu entschärfen, suchen; (6) *dependent stakeholders*: Die Ansprüche der abhängigen Stakeholder sind dringlich und legitim. Ihnen fehlt jedoch die Macht, Entscheidungen in ihrem Sinne zu beeinflussen. In diesem Sinne sind sie abhängig davon, dass andere Stakeholder sich für sie einsetzen.
- *Definitive stakeholders* (7) bilden die letzte Gruppe. Sie verfügen über alle Attribute. Die Entscheidungsträger können sie normalerweise nicht ignorieren.

## Bibliographie

- Ackerman, Bruce & Alstott, Anne (2001): Die Stakeholder-Gesellschaft. Ein Modell für mehr Chancengleichheit. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- ADB, Asian Development Bank (2005): Mechanisms to Ensure Broad Stakeholder Participation and Bio-geographic and Community Priorities for Action. <http://www.adb.org/Documents/Events/2005/CACILM-4th-Task-Force/stakeholder.pdf>. Zugriff: 04.12.2006.
- AusAID, Australian Government's overseas aid program (2006): AusGuide – A Guide to Program Management. <http://www.ausaid.gov.au/ausguide/default.cfm>. Zugriff: 04.12.2006.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BUWAL, Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft (1996): Neue Wege der forstlichen Planung. BUWAL (Hg.): Umwelt-Materialien, Bd. 45. Bern: BUWAL.
- BWG, Bundesamt für Wasser und Geologie (2001): Hochwasserschutz an Fließgewässern. Wegleitungen des BWG – Directives de l'OFEG – Direttive dell'UFAEG. In Zusammenarbeit mit: Bundesamt für Raumentwicklung ARE, Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft BUWAL, Bundesamt für Landwirtschaft BLW. Bern: BWG.
- Chambers, R. (1983): Rural development: Putting the last first. Essex: Longman.
- Champion, Emmanuelle, Lacharité, Manon & Gendron, Corinne (2002): Historique et fondements de la responsabilité sociale corporative. Séminaire de la Chaire Économie et Humanisme 2002-2003 sur l'éthique et la responsabilité sociale de l'entreprise. Montréal.
- Clarkson, Max B. E. (1995): A Stakeholder Framework for Analyzing and Evaluating Corporate Social Performance. In: The Academy of Management Review, 20, 1. S. 92-117.
- DEZA, Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (2004): Was heisst eigentlich stakeholder? Download: <http://www.deza.ch/index.php?navID=26465&langID=6&itemID=20601&userhash=fc416ed651fa2ca633309a3d90a02870>. Access Date: 12. Juni 2006.
- DFID, Department For International Development (2002): Tools for Development. A handbook for those engaged in development activity. Version 15 / September 2002. <http://www.dfid.gov.uk/pubs/files/toolsfordevelopment.pdf>. Zugriff: 04.12.2006.
- Dissing, Henrik (2002): Institutional challenges for ensuring active public participation in WFD implementation. Miedzzydroje April 21-24:
- Duram, Leslie A. & Brown, Katharin G. (1998): Assessing Public Participation in U.S. Watershed Planning Initiatives. In: Society and Natural Resources, 12. S. 455-467.
- Ejderyan, Olivier (erscheint 2007): Une renaturation en béton! Zürich: GIUZ.
- Freeman, R. Edward (1984): Strategic management: A stakeholder approach. Boston: Pitman.
- Gibson, Kevin (2000): The Moral Basis of Stakeholder Theory. In: Journal of Business Ethics, 26. S. 245-257.
- Giddens, Anthony (1985): The constitution of society. Outline of the theory of structuration. Cambridge: Polity Press.
- GPA, Global Programme of Action for the Protection of the Marine Environment from Land-based Activities, Stakeholder Forum (2002): Earth Summit 2002, Johannesburg Summit, Rio+10,

## Gesellschaft und Raum – Konzepte und Kategorien

- Johannesburg 2002, World Summit on Sustainable Development. <http://www.earthsummit2002.org/>. Zugriff: 04.12.2006.
- Grimble, Robin & Wellard, Kate (1997): Stakeholder Methodologies in Natural Resource Management: a Review of Principles, Contexts, Experiences and Opportunities. In: *Agricultural Systems*, 55, 2. S. 173-193.
- GTZ, Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit GmBH (1984): ZOPP Flipchartarbeiten. Eschborn: GTZ.
- GTZ, Deutsche Gesellschaft für technische Zusammenarbeit GmBH (2006): The World of Words at GTZ. 2.8 Target-group Orientation. [http://www.gtz.de/de/publikationen/begriffswelt-gtz/de/include.asp?lang=E&file=2\\_8.inc](http://www.gtz.de/de/publikationen/begriffswelt-gtz/de/include.asp?lang=E&file=2_8.inc). Zugriff: 04.12.2006.
- Habermas, Jürgen (1995a): Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1995b): Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hämäläinen, Raimo P., Kettunen, Eero & Ehtamo, Harri (2001): Evaluating a Framework for Multi-Stakeholder Decision Support in Water Resources Management. In: *Group Decision and Negotiation*, 10. S. 331-353.
- Hemmati, Minu (2002): Multi-stakeholder Processes in Sustainable Development: What are they about? And how should they be done? NOVARTIS (ed.) (2002): Novartis México Multi-stakeholder Processes in Sustainable Development. [http://www.mx.novartis.com/novartiswm/responsabilidad\\_social/pectivas2\\_stakeholder.html](http://www.mx.novartis.com/novartiswm/responsabilidad_social/pectivas2_stakeholder.html). Zugriff: 04.12.2006.
- Hostmann, Markus, Buchecker, Matthias, Ejderyan, Olivier, Geiser, Urs, Junker, Berit, Schweizer, Steffen, Truffer, Bernhard & Zaugg Stern, Marc (2005): Wasserbauprojekte gemeinsam planen. Handbuch für die Partizipation und Entscheidungsfindung bei Wasserbauprojekten. Dübendorf: Eawag, WSL, LCH-EPFL, VAW-ETHZ.
- Husted, Bryan W. (1998): Organizational Justice and the Management of Stakeholder Relations. In: *Journal of Business Ethics*, 17. S. 643-651.
- IIED, International Institute for Environment and Development (2004): Stakeholder. <http://www.iied.org/pdf/stakeholder.pdf>. Zugriff: 05.06.2004.
- Kaler, John (2002): Morality and Strategy in Stakeholder Identification. In: *Journal of Business Ethics*, 39. S. 91-99.
- Latour, Bruno (2004): *Politics of Nature*. Cambridge, MA, London: Harvard University Press.
- Latour, Bruno & Le Bourhis, Jean Pierre (1995): *Rapport provisoire sur la mise en place des CLE*. Paris: Direction de l'eau du ministère de l'environnement.
- McGuirk, P. M. (2001): Situating communicative planning theory: context, power and knowledge. In: *Environment and Planning A*, 33, 2. S. 195-217.
- Mitchell, Ronald K., Bradley, Agle R. & Wood, Donna J. (1997): Towards a Theory of Stakeholder Identification and Saliency: Defining the Principle of Who and What Really Counts. In: *The Academy of Management Review*, 22, 4. S. 853-886.
- Nohlen, Dieter (1992): *Lexikon der Politik*. München: Beck.
- NRI, Natural Resources Institute (2006): *Livestock and Environmental Toolbox*. <http://lead.virtualcenter.org/en/dec/toolbox/Index.htm>. Zugriff: 04.12.2006.

- Phillips, Robert A. & Reichart, Joel (2000): The Environment as a Stakeholder? A Fairness-Based Approach. In: *Journal of Business Ethics*, 23. S. 185-197.
- Ravnborg, Helle Munk & del Pilar Guerrero, Maria (1998): Collective action in watershed management – experiences from the Andean hillsides. Paper for the Panel 'Multiple-Use CPRs, Collective Action and Platforms for Resource Use Negotiation', 'Crossing Boundaries', 7th Conference of the International Association for the Study of Common Property, Vancouver 10-14 June 1998
- Ravnborg, Helle Munk & Westermann, Olaf (2002): Understanding interdependencies: stakeholder identification and negotiation for collective natural resource management. In: *Agricultural Systems*, 73. S. 41-56.
- Renn, Ortwin (1996): Kooperativer Diskurs. Kommunikation in der Umweltpolitik. In: Selle, Klaus & Rösener, Britta: *Planung und Kommunikation Gestaltung von Planungsprozessen in Quartier, Stadt und Landschaft Grundlagen, Methoden, Praxiserfahrungen*. Wiesbaden & Berlin: Bauverlag. S. 101–112.
- Renn, Ortwin, Kastenholz, Hans, Schild, Patrick & Wilhelm, Urs (1998): Abfallpolitik im kooperativen Diskurs. Bürgerbeteiligung bei der Standortsuche für eine Deponie im Kanton Aargau: Polyprojekt Risiko und Sicherheit, Bd. 19. Zürich: ETH Eidgenössische Technische Hochschule Zürich.
- Sayer, Andrew (1992): *Method in Social Science, A Realist Approach*. London, New York: Routledge.
- Tanquerel, Thierry (1988): *La participation de la population à l'aménagement du territoire: Collection juridique romande. Etudes et pratique*. Lausanne: Payot.
- Vos, Janita F. J. (2002): *Corporate social responsibility and the identification of stakeholders*. SOM Graduate School Research Report 02G52. Groningen.
- Wälti, Sonja (2001): *Le fédéralisme d'exécution sous pression. La mise en oeuvre des politiques à incidence spatiale dans le système fédéral suisse*. Genève, Bâle, Munich: Helbing & Lichtenhahn.
- Webler, Thomas, Tuler, Seth, Shockey, Ingrid, Stern, Paul & Beattie, Robert (2003): Participation by Local Governmental Officials in Watershed Management Planning. In: *Society and Natural Resources*, 16. S. 105-121.
- Wolff, Richard (1999): *Popular Planning in King's Cross, London*. Kommunikative Vernunft im Stadtentwicklungsprozess. Abhandlung zur Erlangung des Titels Doktor der Naturwissenschaften der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Diss. ETH Nr. 13226. Zürich: ETH.
- Zaugg Stern, Marc (2006): *Philosophiewandel im schweizerischen Wasserbau. Zur Vollzugspraxis des nachhaltigen Hochwasserschutzes*. Müller-Boeker, Ulrike (Hg.): *Schriftenreihe Humangeographie*, Bd. 20. Zürich: GIUZ.



© Michael Kohlrauer

# **The household as an analytical category: concepts and challenges**

**Heidi Kaspar & Michael Kollmair**

## Zusammenfassung und Abstract

### Zusammenfassung

Der Haushalt ist eine wichtige analytische Kategorie in der Sozial-, Wirtschafts- und ethnologischen Forschung. Die in den 1980-er Jahren heftig geführten Diskussionen um diese Kategorie haben die Problematiken der jeweiligen Haushalts-Konzepte aufgezeigt. In den 1990-er Jahren verstummte die Debatte, ohne dass je ein Konsens formuliert worden wäre. Dennoch blieb die Bedeutung und Häufigkeit der Anwendung des Haushaltes als Untersuchungseinheit ungeschmälert. Ziel dieses Beitrages ist es daher, die frühere – wie wir meinen fruchtbare – Diskussion um diese genauso problematische wie auch unverzichtbare Kategorie nochmals aufzurollen und wieder zu beleben.

### Abstract

The conceptualisation of the household as a category of analysis in social, economic and anthropological research provoked vigorous scientific disputes in the 1980s. These discussions demonstrated the problematic character of concepts of the household. Nowadays, the debate about household conceptualisation has calmed down without having arrived at a definite consensus. Nevertheless, the significance and frequency of the use of the 'household' as a research category remains undiminished. Therefore, this article aims to resume the relevant discussions and revive thinking about this simultaneously problematic and fundamental category.

### Introduction

Much development research is to a greater or lesser extent based on the social category of the household. Whereas the conceptualisation of the household as an analytical category aroused many scientific disputes in the 1980s, the discussion calmed down in the 1990s and, these days, most articles even avoid defining or describing what exactly they understand by "the household" (Agergaard, 1999: 102). Nevertheless, the household remains a frequently used category in social research. Therefore, this paper aims to resume the discussion and revive thinking about this simultaneously fundamental and problematic category. The widespread application of the category is comprehensible for several reasons:

- First of all, it is evident that the household is an important social entity – it is a fundamental context of human behaviour (Agergaard, 1999).

- Secondly, the household is attractive from a methodological point of view: “It is visible and concrete” (Wolf, 2000: 85) and very convenient because it is an ubiquitous entity (see Netting, 1993) that can be investigated around the world.
- Thirdly, as a “basic, communal, multi-purpose, social-economic unit” (White, 1980: 9 cit. in Wolf, 2000: 85), the household attracted economists – neo-classical as well as neo-marxist –, anthropologists, sociologists and geographers to test their different theories about utility, work, labour, production and reproduction (Wolf, 2000: 85).
- And fourthly, feminists used this category, because it allowed them to distance themselves from the term “family” – “that very construct within which the locus of women’s subordination is located and from which they were attempting to free themselves” (Wolf, 2000: 85).

Despite the significance and prevalence of this category, there is by no means a consensus on how the household can and should be defined. Koning (2000: 181) summarises the different ways of conceptualising households as follows:

*“What stands out in any analysis of family and household studies are the controversies over what in fact constitutes a family or household: whether the family and household exist at all or whether relationships and roles are more important manifestations; whether the family and household are a given fact or more a process with cyclical developments; and whether their form and function change in sequence.”*

In much of the literature, a distinction is made between household and family: The household is used to refer to the residential unit, while the concept of family is based on kinship (van Reenen, 2000: 164). Household is often defined as comprising the people who eat from a common pot or in the same kitchen or as an income-pooling unit (e.g. Wallerstein and Smith, 1991). Neo-classical economic analyses add the unity of production and consumption to the unity of residence (e.g. Rodenburg, 1993). Often, these concepts are combined, i.e. the household is defined as a group of people who share food and shelter (see e.g. Hetler, 1986; Wolf, 1992). All these concepts are plausible at first sight; they are convincing because they are simple, intuitively comprehensible and accessible for scientific research. Yet, their very simplicity is their weakness. None of these conceptualisations satisfies the complex reality of the household. Joke van Reenen (2000) shows in her analysis of gender relations of the Minangkabau in Sumatra that the concept of the household as a “cooking pot unit” is not very fruitful – at least not for the culture she researched. In the Minangkabau community, matrilineal groupings cut across the cooking pot unit. Müller-Böker (1999) realised, in her study on the Tharu community in Chitawan, Nepal, that domestic employees, who actually used to eat in the household’s kitchen, were often not counted when interviewees were asked about the number of people eating in their

kitchen. Similarly, bonded labourers were often not attributed to the household, although they lived in the same house as the landlord family. These results show that even a clear question such as “How many people live in your household?” does not necessarily facilitate clear answers, because interviewees often do not stick to the researchers’ definitions.

On the other hand, these simple concepts of the cooking pot, residential or income pooling unit are not adequate because they ignore intra-household relationships or presume that these relationships are characterised by equality. The household is treated as a black box, as a container of processes, which are understood as being beyond investigation. This fact was primarily criticised by feminist researchers, who demanded to open up this black box and make the inequalities within it visible. Soon it became obvious that households are not only constituted by relationships within but also by connections reaching beyond the household. Furthermore, households are not self-contained units but are embedded in and influenced by the cultural, regional, political, economic, physical and social context.

As briefly outlined above, the rationale of this paper argues that the conceptualisation of the household underwent three stages. These three stages are treated in the respective chapters in this article.

1. Simplistic but catchy definition, treating the household as a black box (chap. “The black box”).
2. Increasing sensitivity a) for intra-household power relations and processes, and b) for the diversity of forms and functions of households (chap. “Opening the black box”).
3. Embedding of the household into wider networks and social structures and processes (chap. “Embedding households”).

The paper ends with an effort to bring together the lessons learned and to point out the major strengths and pitfalls when applying the concept of households in research.

## **The black box: the household as a unit of consumption and production**

### **Neo-classical household models**

The conviction that processes situated in the household are in any way amenable to economic analysis has gained importance from the 1970s (Ghez and Becker, 1975: XIII; Himmelweit, 2000: XV). It is mainly the merit of Gary S. Becker and his New

Household Economics approach that households reappeared as relevant actors in social and economic sciences (Thüler, 2002: 17). Concordant with neo-classical thinking, Becker (1981; 1991) conceptualises people as acting totally rationally. What is absolutely new in economic theory is the conception of the household as a productive unit – and not only as a unit of consumption. Becker labels this new comprehension of the household New Household Economics and claims to have developed a universal tool to analyse human action far beyond microeconomics. He tries to explain the behaviour of individuals as well as households regarding marriage, investments, education etc. by introducing cost-benefit deliberations as a tool to analyse human interactions. Therefore the household is conceptualised as a small company that maximises its utility and hence makes the most efficient use of labour and capital (Vázquez García, 2001: 57). In this way, the household is characterised as a corporative unit, similar to an individual (Thüler, 2002: 19). But as this corporative unit is simultaneously composed of many people, Becker has to aggregate intra-household preferences. To define a common utility, different interests have to be homogenised. Becker solves this problem by presuming altruistic behaviour within the household (Thüler, 2002: 19). Additionally, the household head is assumed to be the decision-maker. Becker calls this person the “benevolent dictator”. “He (sic) is a paternalistic and wise father, whose mission is to unify the different interests of all household members und subsume them under one joint utility function” (Wolf, 2000: 86).

One field, in which this approach is predominant is demography (de Vos, 1995: 15-16). To measure the “household complexity”, indicators were developed such as average household size, adults per household, number of marital units per household, ratio of households per married male and age-specific headship rate. The household head was often utilised as representative of the household and his – or in the case of female-headed households her – answers were taken as statements that were valid for the entire household. In contrast to this assumption, the study of Siegmann and Sadaf (2004) clearly points out that it matters *who* is asked to give information about the household. In their household survey on livelihood assets and workloads in Pakistan, 34% of the female respondents answered that the household’s budget was managed jointly by two or more household members, whereas only 7% of the interviewed men said so. And 57% of the women stated that an adult male managed the money compared to 95% of the men (Siegmann and Sadaf, 2004: 10-11). This example demonstrates how different people’s perceptions of responsibilities can be.

The official household head is not necessarily the person who has the household resources at his or her command, who disposes of the main decision-making power or who provides the main economic support. As research on female-headed households has shown, women are often not officially labelled as the household head even

though they are in practice.<sup>1</sup> Zollinger (2004) states in her study on female-headed rubber holdings in Kerala (India) that women were often not perceived as household heads because this would not have fitted social norms. In this way, the man remains the official household head even if he is unable to head the household due to illness, long-term absence (due to migration) or alcoholism. Zollinger (2004: 8) therefore uses the differentiation between *de jure* and *de facto* household heads as elaborated by Youssef and Hetler (1983). She defines *de jure* female-headed households as “those in which a woman is reported to be the legal head”. These women are usually widowed, divorced, unmarried or deserted, i.e. there is no adult man in the household. *De facto* female-headed households, in contrast, are defined as households in which a nominal male head is present but the wife holds the actual authority to run the household. The differentiation between *de jure* and *de facto* female-headed households is, on the one hand, a means of acknowledging women’s efforts and power within households. On the other hand, it can be assumed that *de facto* female household heads emphasise different things in a survey of households than nominal male household heads.

Another problem of household surveys is the difficulty of assigning people to certain households. There are various circumstances that render the assignment of people difficult, of which migration is a prominent one. Thieme et al. (forthcoming) state that labour migrants usually felt forced to leave the village in order to support their families but did not feel “at home” in the new place. Rather, they “feel strongly attached to their home villages”. Thus, to which household do these migrants belong? To the one in their “home villages”, which they support financially and to which they feel emotionally attached or to the one they live in for most of the year?

A frequently used approach in the tradition of the New Household Economics is the approach of Household Strategies. It offers an alternative to the modernisation theory (Wolf, 1992: 13) and focuses on the decisions and actions of poor people and links the macro and the micro levels of analysis (Wolf, 1992: 13). It is used to

*“describe what poor peasants or urban dwellers do and to explain why they do it. Household strategies are thought to be reflected in any number of economic-demographic behaviours, including labour force participation, migration, co-residence, marriage, childbearing, food allocation, and education”* (Wolf, 1992: 12).

Thieme et al. (forthcoming) state in their study on women’s livelihoods in the far west of Nepal and the implications of labour migration to Delhi that households do not invest in girls’ education; this is because, in Nepal, a young woman will leave the home of her birth and often her village after marriage in order to live with her husband and parents-in-law. Furthermore, women bear the bulk of agricultural work that

---

<sup>1</sup> For the debate on the issue of women-headed households see Zollinger (2004), Chant (1997), Varley (1996), Mencher and Okongwu (1993), and Youssef and Hetler (1983).

is fundamental to the household's survival (see also Müller-Böker, 2003: 171; Kaspar, 2005). Hence, women are, in addition, less available. In this respect, not educating the daughters but sending the sons to school can be seen as a household strategy that makes it possible to divide the household's human capital for the household's maximum (financial) benefit.

The joint utility function of Becker's New Household Economic model has been contested from many sides. It was already criticised in the 1980s by Guyer (1988: 160):

*“The assumption that the domestic group is a tightly functional unity of the kind put forward in Becker's recent theoretical work (1981) is untenable, even at a straightforwardly descriptive level. It matters who gains control of the output because men and women have different spending preferences, not necessarily because they have different values, but because they are in structurally different situations”.*

The joint utility function suggests that the household pursues its own goals. These common goals are assumed to be concordant with the personal goals of every single household member:

*“It assumes an ‘all-for-one and one-for-all’ mentality which itself is based upon a kind of selflessness and communalism. This vision of the household overrides any contemporary Western notion of autonomy, the self, or multiple selves: it merges the individual with the household as though they are synonymous, particularly in the case of women; and it reifies the household as an animate being” (Wolf, 2000: 86; see also Wolf, 1992 and Agergaard, 1999).*

Jennaway's (2000) study of polygynous households in northern Bali revealed that tensions between co-wives are a common feature. This empirical fact clearly contradicts the concept of a household as a harmonious unit with a common interest. But Jennaway's findings challenge another popular assumption: that households are units of co-residence. Because the relationships between co-wives are often charged with tensions – which may threaten the household's viability –, modifications are made to the household's physical form, e.g. by locating each co-wife in separate, independent dwellings.

Wolf (1992: 19) further criticises the term “strategies” in the Household Strategies approach, as this implies a

*“long-term plan dotted by serial and conscious decision making, calling on some combination of cost-benefit calculating and economic, even militaristic, reasoning”.*

Indeed, people do also calculate and act intentionally and strategies do exist, but particularly poor people “may be the least able to strategize because of their minimal access to resources and the high degree of uncertainty confronting them” (Selby et al.,

1990: 65, cit. in Wolf, 1992: 19). On the other hand, Elmhirst (2000: 221) raises the fact that, in many economic approaches to the household, the joint utility function and the emphasis on labour allocation “obscures the intra-household negotiations (...) and masks the intentionality of young women’s (and parents’) actions”. In this way, daughters appear “passive, buffered around by the requirements of the household economy and the desires of parents and authority figures” (Elmhirst, 2000: 221).

### Alternative economic household models

Informal and particularly subsistence work – labour which takes place particularly within the household – is in the focus of poverty-oriented research. These analyses have the merit of having drawn attention to the economic importance of informal and subsistence work, which had until then been widely ignored.

A prominent approach is Wallerstein’s World System Theory (see Thüler, 2002: 37-43). This approach views the household mainly as an income-pooling unit. This perception signifies a move from residential categories towards transfer relations – a shift more in tune with people’s increasing mobility (Thüler, 2002: 42). Evers et al. (1984) state that, in the household, forms of residence intertwine with forms of production and consumption, and with structures of intra-household power relations. Despite this acknowledgement of intra-household power relations, the World System Theory’s perspective on households hardly pays attention to inequalities within the household. Not all income goes into the common fund, nor do all household members benefit equally from it. This becomes obvious in Sen and Drèze’s (1989) study on the nutrition and alphabetisation of the poorest people in the regions of South and West Asia, North Africa and China. The study reveals that girls and women suffer significantly more from malnutrition and are less educated in all regions. Thieme and Müller-Böker (2004), Thieme (2003: 40) and Pfaff-Czarnecka (2001) show in their studies on Nepalese labour migrants that not using the household’s resources (i.e. by living and eating away from home) can also be a way of relieving pressure on the scarce material basis of a household. Thieme and Müller-Böker’s study (2004) further reveals that not all migrants from the far west of Nepal to Delhi are able to support their family in the village by sending regular remittances, their initial reason for migrating. Wolf’s (1992) study of the behaviour and preferences of Javanese daughters working in factories shows another case of household members’ non-cooperative actions. The young women earning money in a factory actually contribute very little to the household income, keeping the money for themselves to buy “luxury goods” such as cosmetics. When asked about the motivation behind their taking a job in a factory, young workers answered: “It’s nice to be able to buy my own soap” (soap – *sabun* in Indonesian – is short for cosmetics in general). They did not mention that

supporting their household is one of the main reasons they sought factory employment. Obviously, this is far from altruistic behaviour, where we would tend to expect income pooling (Wolf, 1992). However, it is very much in line with the way households in (late) modern societies work.

Hence, alternative economic approaches still treat the household as a black box. Wolf (2000: 86) criticizes the fact that households are primarily seen as victims of structural change and this image “again suggests a corporate unit with members sharing similar fates.” After all, alternative economic approaches acknowledge the dynamic character of households and their heterogeneity (Thüler, 2002: 42).

In an overall appraisal of the economic concepts introduced above, we can emphasise the following: all the economic approaches perceive the household as a unity of production and consumption within which the reproduction of human labour is secured and focuses on the allocatory behaviour of the household. These approaches have brought important insights concerning income pooling and resource distribution. But they ignore – or at best neglect – the existence of conflicts, self-interest and disagreement within the household. We argue that research should render inequalities visible and not level them. Therefore, opening the black box and looking at the processes that take place inside constitutes the programme of the next chapter; it adopts a critical perspective on the theories presented in this first chapter.

## **Opening the black box: the household as arena of negotiations**

Thüler (2002: 31) points out that the criticism levelled at the conceptualisation of the household as a harmonious unity is indeed overwhelming. Anthropologists – especially feminist anthropologists – have challenged the economic models by putting forward diverse and complex forms of households. Feminist economists have expounded the problems of the unrealistic and sexist nature of household economic models. Others deconstructed the household to analyse its internal processes (Wolf, 2000: 88f.; see also Sage, 1993).

### **Bargaining and cooperation**

Bargaining models focus precisely on these intra-household relationships, which have been ignored by the economic approaches outlined above. They stick to the neo-classical tenets – such as individual utility maximisation –, but focus on allocation conflicts and decision-making processes within the household (Thüler, 2002: 31). Bargaining models presume that individuals act rationally to follow their self-interest. In this respect, intra-household processes are seen as strategic actions. Everybody

in the household is defending his or her interests – and this results in bargaining, in which power relations play an important role.

In her study about the contrast between the labour patterns of daughters of Javanese transmigrants and of Lampungese, Elmhirst (2000: 208) perceives the household as a “site where negotiations over the employment of unmarried daughters take place”. She uses the bargaining model of household relations, in which a person’s bargaining power depends on her or his position within the wider economy, and where intra-household cooperation takes place when it is in an individual’s best interests. Elmhirst (2000: 208-209) pays special attention to

*“the ways in which household dynamics are shaped by forces not reducible to livelihood or economic goals, but which involve concerns such as prestige, power and morality (Hefner 1990)”.*

The economic bargaining models are further differentiated, in the concept of the Household Moral Economy and particularly in Sen’s concept of Cooperative Conflicts. These concepts will be presented below.

The concept of the Household Moral Economy was first introduced by the historian E. P. Thompson in 1971 (Cheal, 1989: 13). The model assumes that actions of individuals as household members are motivated by a desire to produce socially preferred (moral) relationships:

*“[A]s all members act in this way, transactions between them will take the form of a ritual interaction order of approach and avoidance, in which the possibility of conflict is minimized” (Cheal, 1989: 14).*

Such a framework of ritualised relationships is the basis for long-term economic security and therefore rational individuals aim to maintain it (Cheal, 1989: 14). According to Harriss (1994: 181-182, 186), it should also be considered that the expectations of a moral economy are not always met and people can and do frequently transgress moral boundaries. Ilcan (1996, cit. in Elmhirst, 2000: 224) also states that

*“the point is not that a moral economy necessarily exists in the household, but that it is appealed to and contested by all parties within the decision-making process”.*

In this respect, the household can be seen as a cluster of moral values, as a central cultural configuration and as a space where these values are contested, discussed and reproduced.

Whereas the New Household Economics is partial in focusing on rational choice and cooperation, bargaining models tend to underestimate altruism. Kabeer (1997: 300) rightly states that households are not composed of managers, shareholders and directors but of mothers, fathers, sisters, and sons – by relatives and sometimes non-relatives who often love each other. Sen’s (1990) model of Cooperative Conflicts merges these two approaches. The objective of this model is to put the ambiguous proc-

esses of cooperation and conflicting interests among individuals together and express them in one term. Sen (1990) for this purpose suggests to denominate these relations within the household as “cooperative conflicts”. Rodenburg (2000: 243) describes the functioning of negotiation according to the model of Cooperative Conflicts:

*“The members of a household work together insofar as cooperative arrangements make each of them better off than non-cooperation. Individuals within the household are motivated not only by their individual well-being but also by their perceptions of obligations and legitimate behaviour to which they should ideally conform.”*

Frequently, cooperation is based on strong patrilineal or matrilineal kinship bonds with their respective impacts on women and men. Concerning bargaining power, researchers need to look at the sources of power (based on gender, age, land property, access to employment etc.) in a certain community as well as the perception of power (Rodenburg, 2000). Taking into account, that the “bargaining power of different household members depends very much on their position *outside* as well as *inside* the household” (own emphasis), Wilson (1991: 31) appreciates Sen’s model as a useful addition to economic theory. Wolf (2000: 87) also recognises that, compared with the economic approaches, bargaining models are an improved conceptualisation of the household. But for her, they still seem too simplistic:

*“Decisions are assumed to be rational, reflecting local constraints and calculus of household labour and capital notion of household strategies, which suggests that households are guided by a strategic rationality in their decision-making” (Wolf, 2000: 87).*

Agarwal (1997) provides a detailed review of the bargaining model. She particularly emphasizes the importance of norms: It is not only rational reasoning that determines the bargaining process; norms also play a prominent role. Norms set limits to negotiable issues, norms increase or decrease bargaining power, norms affect how the bargaining process is conducted and norms can themselves be subject to bargaining. At the same time, Agarwal points out that bargaining is often an implicit process and therefore might be difficult to investigate.

However, it is important to keep the following point in mind: sources of power and the context in which power relations take place, and on which they are based, change. In this way, individual bargaining power is by no means static as Kaspar (2005) could demonstrate. Her study on the impacts of labour migration on labour and decision-making processes in a village in Nepal reveals that the absence of migrant husbands results in increased decision-making power for wives. During the time the migrants are absent, it is their wives, for example, who manage the household money, mostly managed by the husbands before their migration.

Kabeer (1997: 300) states that the operation of power – which is a fundamental momentum in bargaining processes – is very elusive and difficult to detect due to the “complex interweaving of self-interest and altruism, co-operation and conflict” – that very *mélange* that the Cooperative Conflicts approach seeks to bring together. Along with bargaining models, gender and feminist research also have a fundamental interest in intra-household relations. These approaches are introduced below.

### Feminist perspectives on the household

Feminist perspectives on the household focus particularly on the disparities between female and male household members. For feminist researchers, the household is of special interest because it is assumed that the household is the place where the manifold inequalities which discriminate against women are generated and reproduced (Thüler, 2002: 45). One of the representatives of these approaches is Hartmann with the Dual System approach. Hartmann’s concept of the household is diametrically opposed to Becker’s approach. Instead of perceiving the household as a harmonious entity, Hartmann views the household as a “locus of struggle” (1981: 368; see also Sage, 1993: 246). According to her, two different systems exist in parallel: the patriarchal and the capitalistic. These systems structure the social space, and both create inequalities. The patriarchal system is effective within the household, the capitalistic in the market outside the household (Thüler, 2002: 46). Contrary to bargaining models, which locate the source of conflict in the utility maximisation of the individual, feminists perceive the patriarchal and capitalistic structures as the sources of disagreement. According to Lutrell (cit. in Hartmann, 1981: 394), conflicts arise because people simultaneously act as independent individuals and as dependent household members. This constellation results in friction, which bargaining models are unable to explain because they presume that actors have definite preferences. Yet, individuals might also have contradicting interests. In Hindu patrilocal societies for instance, after marriage the young married woman moves to the household of the husband’s parents in another village. In this way, women’s skills and labour always contribute to the patrilinear household and to the husband’s village. Conversely, married women depend completely on their husband’s village-based networks. In this social setting, women feel contradicting needs and interests. Emotionally, they are just as bound to the household of their birth as they are to their sons and to their daughters. Yet, from a strategic perspective, women need to invest in the patrilinear kin group, because the social networks of the husband’s family are vital to her life; investing in your daughters means supporting another family in the long run, whereas investing in your sons means investing in your own future as sons remain in the household of their birth. Kabeer

(1997: 300) adds that power relations within the household are of a special nature as they are imbued with ideologies of love, sympathy and mutuality.

There have been two main criticisms of the feminist approach as outlined (Thüler, 2002: 48f.):

- Firstly, concentrating on the household as the space of women's subordination leads to a conceptualisation of the household as an entity with overly static, fixed and impermeable boundaries. Additionally, each household is viewed as an isolated unit.
- Secondly, only a very tiny scope is afforded to the household members and, significantly, to women. They appear to be passive victims, at the mercy of these structures.

This last criticism has been paid special attention in Female Agency approaches, which we shall present below.

Jennaway's (2000) research on polygynous households is an example of women's agency. The author states that women's agency has not been acknowledged in studies on the polygynous household, even though polygynous households have long been objects of anthropological fascination. Jennaway makes it clear in her study that it is usually the junior co-wife who encourages further marriages in order to overcome her stigmatised position. Jennaway (2000: 154) continues that senior and junior co-wives are both usually "actively involved in manipulating the situation to their own advantage", whereas it depends on their structural position in the co-wife hierarchy whether they are acting for or against the polygynous marriage.

Rodenburg (2000) has a different focus in her study: she emphasises the importance of social norms and reminds us of the fact that the agency of women is not uniquely fuelled by selfish intentions to improve their position within the household. By emphasising the active part women play within households, researchers might fall into the trap of ascribing a rebellious attitude to all women. For instance, the term «agency» is often misunderstood as acting against norms in order to defend one's rights. But women do not always oppose social norms – even if these norms discriminate against them. Thus, the analysis "of women's agency should acknowledge the pervasiveness of women's conservatism, their resistance to change" (Rodenburg, 2000: 236). In her study on women, wages and power relations in Bangladesh, Kabeer (1997: 291) speaks of a "defensive form of agency which leaves untouched the broader structures of constraint imposed by gender relations". She even pounces on "a systematic effort to deny that wages had made any real difference to the balance of power" (Kabeer, 1997: 297). This is surprising, as a woman's decision to enter the labour market was generally taken against her husband's will and is hence a challenge to male authority (Kabeer, 1997: 298). According to Rodenburg (2000: 236), one can list

various reasons for women's acceptance of their position, such as socialisation during their upbringing and the power of ideology. Furthermore, it should be acknowledged that women often have little possibilities to rebel against social norms, which implies accepting the risk of social discrimination or even exclusion. Conformity, by contrast, is usually rewarded with social prestige; for instance, women who rebel against their lack of land rights might face isolation and can no longer count on their relatives' good-will.

Opening the black box and focusing on intra-household interactions has, beyond doubt, revealed many interesting, surprising and important insights and made it possible to differentiate and to deepen the knowledge of household forms. But the emphasis of intra-household relations can also lead to a misleading concept of the household as a sharply defined unit. Koning (2000: 181) even underlines the significance of the household in people's daily lives is overstressed:

*“Although in many societies, like Java, the family or household is one of the major networks in which people are engaged, it is certainly not the only one; indeed in some societies a household or family in such term does not even exist.”*

Therefore, peeking into the black box cannot be the final step. The household members' interactions do not stop at the household's door. A number of feminist writers have pointed out that it is not enough to revise our ideas about internal household relations; we must also revise our views about the nature of extra- or inter-household relations (Moore, 1988: 59). These considerations shall be explained in the chapter that follows.

## **Embedding the black box: looking beyond the household**

Based on the critique of the concept of the household as bound unit, it is possible to formulate the claim that households should be perceived as consisting of individuals who do interact with members of other households. To back up this argument, special attention is paid to networks and kinship models below.

Saptari (2000a) describes how networks of female relatives, even if they no longer live together, allow women in East Java to work in factories. In this way, networks indirectly provide access to resources such as wage labour by providing services to those involved in them. According to the author, it is often the grandmother who takes care of the children while the mother is out at work. Grandmothers usually receive little from their daughters in return for their support. They nevertheless still accept to forego their income in order to support their daughter. The grandmother's motivation for helping her daughter might be feelings of obligation. It is also likely that grandmoth-

ers take care of their grandchildren because they expect a favour in return, not for the immediate future but in terms of old age security. Saptari (2000a: 292) calls these support networks of “general reciprocity”, in contrast to networks of “balanced reciprocity” where a favour is immediately returned.

One of the most important networks is obviously kinship. Kinship models have recently re-emerged as female work practices have started to be studied from a household perspective. Elmhirst (2000: 215) claims that the renewed interest in “kinship and all that it embraces, including gender and generational relations, inheritance and familial obligations” was related to efforts to understand the internal dynamics of households. Agreeing with Wolf (1992), Elmhirst (2000: 215) states that internal processes are likely to be tempered by kinship ideologies and practices.

But kinship ideologies and practices are linked to social rules and values. Therefore, looking at households, it is not only interactions of household members beyond the household that should be of interest, but also the cultural, social, economic and political and spatial framework in which the household is embedded. Agarwal (1997: 2) stresses the importance of norms and ideologies in intra-household bargaining processes and emphasises that household models

*“could go awry if intra-household dynamics are assumed (...) to exist in isolation, without examining the extra-household socio-economic and legal institutions within which households are embedded”.*

Saptari (2000a: 281) describes the function of the household as one of mediation between individuals and society. Usha Rao (1992) emphasises the importance of the household for society. The author regards the household as “an important social institution which plays a vital role in influencing various social processes in the society” (ibid.: 49). With this insight, Usha Rao inverts the direction of influence as understood by most economists who view households only as a dependent variable.

## Conclusion

It is the merit of New Household Economics to have attracted research interest to the household by assuming that households are not only places of consumption but also of production. But it is crucial to highlight the biased assumptions that New Household Economics is based on: The household is seen as a unit that applies certain household strategies. Decisions are taken by the “benevolent dictator” who decides in the name and to the benefit of all household members. All household members are presumed to act altruistically in order to contribute to the household’s wealth.

Further studies on households expressed various justifiable critiques of the household model offered by economists. The study by Saptari (2000a) shows that household members do not always act in an altruistic way. In this respect, the assumption that the distribution of goods within a household is characterised by pooling and sharing “obscures gender and age inequalities, patterns of property ownership, and internal bargaining” (Vázquez García, 2001: 57-58). Furthermore, the production and consumption units claimed by Becker (1981) are shifting, and heterogeneous and decisions about what and when to produce and consume can be sources of conflict. Moreover, it does not seem very appropriate to speak of “household strategies”. Households are not living beings and thus are not able to express preferences or take decisions. But members of a household can make decisions that have an impact on all the individuals within the household. Thus, as feminist scholars have stated, it is important to make distinctions within the household: who decides what?

Additionally, the household is not a self-contained unit and often has no clearly definable boundaries. Interactions between people do not stop at the household's borders. It is not even “the norm” that a person's most relevant relationships are within the household. Kinship and other networks that reach beyond the household often play an important role. Hence, focussing on the interactions of household members might relativise the importance of the household in people's daily lives and put (other) networks at their centre instead. And these interactions that reach beyond the household can again be placed within a broader framework. Harris (1981, cit. in Moore, 1988: 59) points out that relationships between household members are defined by social, economic and ideological relations outside the household unit, not by the nature of the household itself. Therefore, the social, economic and ideological level should also be taken into account. The influence, therefore, is twofold: studies not only demonstrate that “links to wider societal realms and processes give the necessary insights into family life (or intra-household spheres)”, but also that kinship principles are socialised and manipulated within the household and the household is the space where identity formation takes place (Koning, 2000: 186).

In conclusion, we can learn the following lessons:

- The term «household» should be treated not as a person or an acting individual, but as a social construct based on dynamic norms and rules, mutual and bargained or tacit arrangements and conflicts to manage everyday life.
- The concept of the household should be sensitive to the intra-household differences concerning contributions, power relations, networks and benefits.
- As “household” boundaries are dynamic and blurred, it is more fruitful to understand households as networks embedded in a social, economic, political, cultural and physical framework. Extra-household relations as well as the cultural, social,

economic, political and physical framework around the household may even be more important to the analysis of households than intra-household relations. Admittedly, this makes studying households a very complex and ambitious undertaking. Therefore, we may ask ourselves to what extent the household is useful as a category for analysis. But to challenge the household models' simplicity does not imply that we must completely reject the concept of households. No matter how they are defined in scientific research, households remain important sites of subsistence, social reproduction and daily practices in everyday life around the world (see Netting et al., 1984: xxi; Weismantel, 1989: 56; Wolf, 2000: 97). They simply cannot be ignored, even if the meaning ascribed to the household might vary considerably and remains fuzzy.

How do we go on, then, if we wish to study households further? Cheal (1989: 13) proposed the following strategy that is promising, if still somewhat vague:

*“[W]ays of describing households must be found which do not assume that households are integrated systems, but which at the same time do not reduce the study of households to the study of individuals.”*

Most notably, the boundaries and functions of households cannot be pre-defined, but must instead be empirically determined for every case (Netting et al., 1984: xxiv). During field-work and while interpreting data, scientists should always be ready to challenge their assumptions about households. It might be some consolation that informants might themselves face difficulties in determining who belongs to their household and who does not. However, questioning one's own assumptions also means adopting another perspective, in which households do not *a priori* play the most important role in social and economic organisation, “but would be just one, potentially important, unit within and among the wider sets of supra-individual relationships and social institutions” (Benda-Beckmann, 2000: 106). So we should always ask ourselves to what extent the household – or the co-residence or income-pooling unit or however the household may be defined – is important within the economic, social, cultural and political organisation.

## Bibliography

- Agarwal, B. (1997): "Bargaining" and Gender Relations. Within and Beyond the Household. In: *Feminist Economics*, 3(1), pp. 1-51.
- Agergaard, J. (1999): The Household as a Unit of Analysis. Reflections from Migration Research in Nepal. *Geografisk Tidsskrift*. In: *Danish Journal of Geography*, 99, pp. 101-111.
- Becker, G.S. (1981): *A Treatise on the Family*. Harvard University Press, Cambridge (Mass.), London.
- Becker, G.S. (1991): *A Treatise on the Family*. Enlarged Edition. Harvard University Press, Cambridge (Mass.), London.
- Benda-Beckmann, v. K. & Benda-Beckmann, v. F. (2000): Houses, People and Residence. The Fluidity of Ambonese Living Arrangements. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices*. Curzon, pp. 102-141.
- Chant, S. (1997): *Women-headed Households. Diversity and Dynamics in the Developing World*. Macmillan Press, Basingstoke.
- Cheal, D. (1989): Strategies of Resource Management in Household Economies. Moral Economy or Political Economy? In: Wilk, R.R. (Ed.), *The Household Economy. Reconsidering the Domestic Mode of Production*. Westview Press, Boulder, San Francisco, London, pp. 11-22.
- De Vos, S.M. (1995): *Household Composition in Latin America*. Plenum Press cop., New York.
- Elmhirst, B. (2000): Negotiating Gender, Kinship and Livelihood Practices in an Indonesian Transmigration Area. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices*. Curzon, pp. 208-234.
- Evers, H.-D., Clauss, W. & Wong, D. (1984): Subsistence Reproduction. A Framework for Analysis. In: Smith, J., Wallerstein, I. & Evers, H.-D. (Eds.), *Households and the World-Economy. Explorations in the World-Economy*. Publications of the Fernand Braudel Center. Sage Publications, Beverly Hills, London, New Delhi, pp. 23-36.
- Ghez, G.R. & Becker, G.S. (1975): *The Allocation of Time and Goods over the Life Cycle*. Columbia University Press, New York, London.
- Harriss, J. (1996): Between Economism and Post-modernism. Reflections on Research on "Agrarian Change" in India (Chapter 7). In: Booth, D. (Ed.), *Rethinking Social Development. Theory, Research and Practice*. Addison-Wesley Longman, Harlow, pp. 172-196.
- Hartmann, H.I. (1981): The Family as the Locus of Gender, Class and Political Struggle. The Example of Housework. In: *Journal of Women in Culture and Society*, 6(3), pp. 366-394.
- Himmelweit, S. (2000): Introduction. From Labour to Care. In: Himmelweit, S. (Ed.), *Inside the Household. From Labour to Care*. Capital and Class Series. Macmillan Press LTD, St. Martin's Press, INC., Hampshire, London, New York, pp. XV-XXXIII.
- Jenaway, M. (2000): Bitter Honey. Female Agency and the Polygynous Household, North Bali. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices*. Studies in Asian Topics Series. Curzon, Surrey, pp. 142-162.
- Kabeer, N. (1997): Women, Wages and Intra-household Power Relations in Urban Bangladesh. In: *Development and Change*, 28, pp. 261-302.
- Kaspar, H. (2005): "I Am the Household Head Now!" Gender Aspects of Out-migration for Labour in Nepal. *Nepal Institute of Development Studies (NIDS)*, Kathmandu.

- Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (2000): Different Times, Different Generations. Family Life in a Javanese Village. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices. Studies in Asian Topics Series*. Curzon, Surrey, pp. 108-207.
- Mencher, J.P. & Okongwu, A. (1993): *Where Did All the Men Go? Female-headed/Female-supported Households in Cross-cultural Perspective*. Westview Press, Boulder, San Francisco, Oxford.
- Moore, H.L. (1988): *Feminism and Anthropology*. Polity Press, Cambridge.
- Müller-Böker, U. (1999): *The Chitawan Tharus in Southern Nepal. An Ethnoecological Approach*. Nepal Research Centre Publications, Vol. No 21, Kathmandu, Stuttgart.
- Müller-Böker, U. (2003): *Livelihood Strategies in the Buffer Zone of the Khaptad National Park*. In: Domroes, M. (Ed.), *Translating Development. The Case of Nepal*. Social Science Press, New Delhi, pp. 166-177.
- Netting, R.M. (1993): *Smallholders, Householders. Farm Families and the Ecology of Intensive Sustainable Agriculture*. Stanford University Press, Stanford.
- Netting, R.M., Wilk, R.R. & Arnould, E.J. (1984): Introduction. In: Netting, R.M., Wilk, R.R. & Arnould, E.J. (Eds.), *Households. Comparative and Historical Studies of the Domestic Group*. University of California Press, Berkeley, Los Angeles, London, pp. xiii-xxxviii.
- Pfaff-Czarnecka, J. (2001): *Vom Untertan zum Bürger. Eine Ethnopolitologie der Entwicklung in Nepal-Himalaya*. Unpublished PhD Thesis, University of Zurich, Zurich.
- Rodenburg, J. (2000): *Staying Behind. Conflict and Compromise in Toba Batak Migration*. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices. Studies in Asian Topics Series*. Curzon Press, Richmond, Surrey, pp. 235-261.
- Sadaf, T. & Siegmann, K.A. (2004): "Gendered Livelihood Assets and Workloads in Pakistan's North-West Frontier Province (NWFP)", paper (draft) presented at the 7th Sustainable Development Conference, Islamabad, Dec. 8-10 2004.
- Sage, C. (1993): *Deconstructing the Household. Women's Roles under Commodity Relations in Highland Bolivia*. In: Momsen, J.H., Kinnaird, Vivian (Eds.), *Different Places, Different Voices*. Routledge, London, pp. 243-294.
- Saptari, R. (2000): *Networks of Reproduction Among Cigarette Factory Women in East Java*. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices. Studies in Asian Topics Series*. Curzon Press, Richmond, Surrey, pp. 281-298.
- Thieme, S. (2003): *Savings and Credit Associations and Remittances. The Case of Far West Nepalese Labour Migrants in Delhi, India*. ILO Working Paper, Geneva.
- Thieme, S. & Müller-Böker, U. (2004): *Financial Self-Help Associations Among Far West Nepalese Labor Migrants in Delhi, India*. In: *Asian and Pacific Migration Journal*, 13(3), pp. 339-361.
- Thieme, S., Müller-Böker, U., Backhaus, N. (forthcoming): *Glimpses of Women's Livelihoods in a Transnational Space. Labour Migration from Far West Nepal to Delhi, India*. In: R. Saraswati (Ed.), *Gendered Geographies. Interrogating Place and Space in South Asia*. Oxford University Press, Oxford.
- Thüler, S. (2002): *Seilziehen um wissenschaftliche Repräsentationen des Haushaltes*. Arbeitsblätter des Instituts für Ethnologie der Universität Bern, Vol. 21. Institut für Ethnologie, Universität Bern, Bern.
- Usha Rao, N.J. (1992): *Gaps in Definitions and Analysis. A Sociological Perspective*. In: Saradmoni, K. (Ed.), *Finding the Household. Conceptual and Methodological Issues. Women and the Household in Asia*. Sage Publications, New Delhi, Newbury Park, London, pp. 49-71.

## Gesellschaft und Raum – Konzepte und Kategorien

- Van Reenen, J. (2000): The Salty Mouth of a Senior Woman. Gender and the House in Minangkabau. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices. Studies in Asian Topics Series.* Curzon Press, Richmond, Surrey, pp. 163-179.
- Varley, A. (1996): Women Heading Households. Some More Equal than Others? In: *World Development*, 24, pp. 505-520.
- Vázquez García, V. (2001): Coffee Production and Household Dynamics. The Popolucas of Ocotlán Grande, Veracruz. In: *Agriculture and Human Values*, 18, pp. 57-70.
- Weismantel, M.J. (1989): Making Breakfast and Raising Babies. The Zumbagua Household as Constituted Process. In: Wilk, R.R. (Ed.), *The Household Economy. Reconsidering the Domestic Mode of Production.* Westview Press, Boulder, San Francisco, London, pp. 55-72.
- Wilson, G. (1991): Thoughts on the Cooperative Conflict Model of the Household in Relation to Economic Method. In: *IDS Bulletin*, 22, pp. 31-36.
- Wolf, D.L. (1992): *Factory Daughters. Gender, Household Dynamics, and Rural Industrialization in Java.* University of California Press, Berkeley, Los Angeles, Oxford.
- Wolf, D.L. (2000): Beyond Women and the Household in Java. Re-examining the Boundaries. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices. Studies in Asian Topics Series.* Curzon Press, Richmond, Surrey, pp. 85-100.
- Youssef, N.H. & Hetler, C.B. (1983): Establishing the Economic Condition of Woman-headed Households in the Third World. A New Approach. In: Buvinic, M., Lycette, M.A. & McGreevey, W.P. (Eds.), *Women and Poverty in the Third World.* The John Hopkins University Press, Baltimore, London, pp. 216-243.
- Zollinger, B. (2004): *Female-headed Rubber Holdings in Kerala. Impact of Fluctuating Natural Rubber Prices on Income Generating and Expenditure Strategies.* Unpublished master thesis, University of Zurich, Zurich.

## Further reading

- Appleton, S. (1996): Women-headed Households and Household Welfare. An Empirical Deconstruction for Uganda. In: *World Development*, 24, pp. 1811-1827.
- Bentley, J.W. (1989): Eating the Dead Chicken. Intra-household Decision Making and Emigration in Rural Portugal. In: Wilk, R.R. (Ed.), *The Household Economy. Reconsidering the Domestic Mode of Production.* Westview Press, Boulder, San Francisco, London, pp. 73-90.
- Cheal, D. (1991): *Family and the State of Theory.* Harvester Wheatsheaf, New York, London, Toronto, Sydney, Tokyo, Singapore.
- De Jong, W. (2000): Women's Networks in Cloth Production and Exchange in Flores. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices.* Curzon, pp. 264-280.
- Doucet, A. (2001): "You See the Need Perhaps More Clearly Than I Have". Exploring Gendered Processes of Domestic Responsibility. In: *Journal of Family Issues*, 22, pp. 328-357.
- Fopahunda, E.R. (1988): The Nonpooling Household. A Challenge to Theory. In: Dwyer, D. & Bruce, J. (Eds.), *A Home Divided. Women and Income in the Third World.* Stanford University Press, Stanford/California, pp. 143-154.

- Gray, J.N. (1991): Marriage and the Construction of Hierarchy and Gender in Bahun-Chetri Households. In: *Contributions to Nepalese Studies*, 18(1), pp. 53-82.
- Gray, J.N. (1995): *Householder's World. Purity, Power and Dominance in a Nepali Village*. Oxford University Press, Delhi, Bombay, Calcutta, Madras.
- Gulati, L. (1993): *In the Absence of Their Men. The Impact of Male Migration on Women*. Sage Publications, New Delhi, Thousand Oaks, London.
- Hailu, W. (1991): Rural Family of Ethiopia. Economic Activities, Household Analysis, and Standard Household Type Comparisons. A Case Study of Denie and Wondo-Kosha Households. Verlag Weltarchiv, Hamburg.
- Locher-Scholten, E. (2000): Colonial Ambivalencies. European Attitudes Towards the Javanese Household (1900-1942). In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices. Studies in Asian Topics Series*. Curzon Press, Richmond, Surrey, pp. 28-44.
- Marston, S.A. & Smith, N. (2001): States, Scales and Households. Limits to Scale Thinking? A Response to Brenner. In: *Progress in Human Geography*, 25, pp. 615-619.
- Mencher, J.P. (1989): Women Agricultural Labourers and Land Owners in Kerala and Tamil Nadu. Some Questions About Gender and Autonomy in the Household. In: Krishnaray, M. & Chanana, K. (Eds.), *Gender and the Household Domain. Social and Cultural Dimensions*. Sage Publications, New Delhi, Newbury Park, London, pp. 117-141.
- Mencher, J.P. & Okongwu, A. (1993): *Where Did All the Men Go? Female-headed/Female-supported Households in Cross-cultural Perspective*. Westview Press, Boulder, San Francisco, Oxford.
- Molesworth, K.N. (2001): *The Impact of the Lamosangu-Jiri Road on the Life Experience and Reproductive Behaviour of Women of the Tamang Community of Jethul, Nepal*. Unpublished PhD Thesis, University of Durham, Durham.
- Ribbens, J. & Edwards, R. (1995): Introducing Qualitative Research on Women in Families and Households. In: *Women's Studies International Forum*, 18, pp. 247-258.
- Robert, P. (1991): Anthropological Perspectives on the Household. In: *IDS Bulletin*, 22, pp. 60-64.
- Saptari, R. (2000b): Women, Family and Household. Tensions in Culture and Practice. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices. Studies in Asian Topics Series*. Curzon Press, Richmond, Surrey, pp. 10-25.
- Smith, Y. (1997): The Household, Women's Employment and Social Exclusion. In: *Urban Studies*, 34, pp. 1159-1177.
- Tan, J.E. (2002): Living Arrangements of Never-Married Thai Women in a Time of Rapid Social Change. In: *SOJOURN*, 17, pp. 24-51.
- Weix, G.G. (2000): Hidden Managers at Home. Elite Javanese Women Running New Order Family Firms. In: Koning, J., Nolten, M., Rodenburg, J. & Saptari, R. (Eds.), *Women and Households in Indonesia. Cultural Notions and Social Practices. Studies in Asian Topics Series*. Curzon Press, Richmond, Surrey, pp. 299-314.
- Wilk, R.R. (1989): Decision Making and Resource Flows Within the Household. Beyond the Black Box. In: Wilk, R.R. (Ed.), *The Household Economy. Reconsidering the Domestic Mode of Production*. Westview Press, Boulder, San Francisco, London, pp. 23-52.



© Heidi Kaspar

# **Data protection in qualitative research**

**Heidi Kaspar & Ulrike Müller-Böker**

## Zusammenfassung und Abstract

### Zusammenfassung

Die Diskussion um Datenschutz findet hauptsächlich statt, wenn grössere Datenmengen gesammelt und archiviert werden (siehe Corti et al., 2000; ESDS, 2004a; ESDS, 2004b; BstatG, 1992). In einer globalisierten und zunehmend vernetzten Wissenschaftsgemeinschaft (Parry and Mauthner, 2004: 140; Bishop, 2005: 335) gewinnt Datenschutz aber immer mehr an Bedeutung.

Während das Archivieren von quantitativen Daten in der Regel als relativ unproblematisch empfunden wird (siehe z.B. BstatG, 1992), fand in der qualitativen Forschung eine kontroverse Diskussion um die Datenarchivierung statt (Parry and Mauthner, 2004: 140). Der Grund dafür liegt darin, dass die Generierung von qualitativen Daten als ein gemeinsames Unterfangen von Interviewten und Interviewenden verstanden wird, weswegen alle beteiligten Parteien Urheber- und Eigentümerrechte haben sollten (Parry and Mauthner, 2004: 141). Fragen des Datenschutzes müssen jedoch nicht nur dort gestellt werden, wo Daten archiviert werden, sondern sie sind für jede Sozialforschung, die Daten erhebt und/oder auswertet von Bedeutung.

Dieser Beitrag weist auf zentrale Aspekte des Datenschutzes in der Sozialforschung hin. Vor allem möchten wir betonen, dass Datenschutz ein integraler Bestandteil des wissenschaftlichen Forschungsprozesses ist und also auch von Beginn an in das Forschungsdesign integriert werden soll. Neben allgemeinen und theoretischen Überlegungen liefert der Beitrag auch praktische Hinweise zur Anonymisierung von Datensätzen – dem wichtigsten Bestandteil des Datenschutzes. Die Ausführungen werden durch Beispiele v.a. aus der Forschungspraxis der Abteilung Humangeographie des Geographischen Instituts der Universität Zürich veranschaulicht.

### Abstract

The debate on data protection has so far been confined to institutions that collect and archive data in great quantities (see Corti et al., 2000; ESDS, 2004a; ESDS, 2004b; BstatG, 1992). In a globalised and increasingly networked (referring to geography, disciplines and institutions) scientific community (Parry and Mauthner, 2004: 140; Bishop, 2005: 335), data protection becomes more and more important. Previously, data from research was considered the property of the researchers. Nowadays, data sets are increasingly shared within the scientific community (Parry and Mauthner, 2004: 140). This development has two implications: the question of the ownership of scientific data has to be addressed afresh and data protection becomes ever more important.

Whereas, in quantitative research, archiving data is usually viewed as rather unproblematic (see e.g. BstatG, 1992), data protection has aroused controversy and debate in the qualitative research community (Parry and Mauthner, 2004: 140). The reason for this debate lies in the very nature of qualitative research. As Parry and Mauthner (2004: 141) state, “the construction of qualitative data is a joint endeavour between respondent and researcher” and therefore “both parties should retain authorship/ownership rights over the data” (Parry and Mauthner, 2004: 141). However, data protection cannot be confined to the archiving of data but has to be considered in every social research project that collects and/or analyses data.

This article covers some crucial issues of data protection for social research. Its particular aim is to emphasise the importance of data protection as a necessity to preserve scientific standards. We argue that data protection is an integral part of social research and therefore has to be included in the design of research projects. Besides general and theoretical considerations, the article gives practical advice for rendering data sets anonymous, which is the main procedure in data protection. The comments are accompanied by examples drawn mainly from the research practice of the Division of Human Geography of the University of Zurich's Department of Geography .

## Introduction

Various forms of interviews, ranging from structured questionnaires to non-structured narratives, are core methods of human geography. There are various challenges connected to these data collection methods. One of these challenges is data protection – an issue that is, in our opinion, insufficiently acknowledged and discussed in human geography, as is equally the case in other research disciplines.

Behind the results of social science there are human beings with a fundamental right to privacy. Therefore, good research should not only be oriented towards reliability, validity and intersubjectivity as academic standards, but must also answer to ethical standards such as the integrity of interviewed persons. Despite the paramount importance of this issue, little has been published on it (Corti et al., 2000). This is surprising since data protection is a part of methodology which concerns every social scientist. However, by contrast with data collection and data processing, data protection is hardly ever discussed in research.

The issue of data protection plays a special role in development research. Whereas it seems obvious that data has to be anonymised in studies within the researcher's own society in order to protect the informants' privacy, the geographical distance involved in development studies often relegates this issue to a backseat. However, from an

ethical point of view, there is no reason, why ethical guidelines which are valid for the “home society” should not also be valid for other societies. It is impossible to foresee what will happen to the data, who will use it or which research projects might be conducted in the future. For example, emerging North-South research cooperation might allow people access to data that was not meant to be seen by people who are possibly very familiar with the research sites.

It is commonly acknowledged that it is part of the researcher’s responsibility to ensure that her or his informants are not exposed to potential injury or put at risk of harm, scandal or ridicule. But how is this need to be satisfied? This paper cannot provide a universal recipe of how to safeguard informants’ privacy; this is not possible as every research situation is unique and therefore requires special treatment. Instead, this paper aims to discuss the key points concerning data protection. Its objective is to make social scientists aware of this fundamental issue and to encourage academics to integrate privacy protection into their research designs from the outset and throughout the whole process of their projects.

The article first presents general considerations on data protection and then discusses details about obtaining informed consent and data anonymisation – the main elements of data protection. In the final chapter, there is a summary of the comments and an outlook for the future.

## Elements of data protection

Anonymisation of data is generally considered the most important component of data protection. However, anonymisation is only one element of data protection. There is a wide range of possible strategies to maintain informants’ confidentiality (Bishop, 2005: 334). Respecting ownership and copyright, warranting confidentiality of respondents and securing informed consent are other important elements of data protection in academic research (Parry and Mauthner, 2004: 141). Later in this paper, we will see that individual components of data protection can also be contradictory.

The UK Data Protection Act 1998 lists eight principles to make sure that information are handled properly. These basic principles state that data must be:

1. fairly and lawfully processed,
2. processed for limited purposes,
3. adequate, relevant and not excessive,
4. accurate,
5. not kept for longer than is necessary,
6. processed in line with one’s rights,

7. secure,
8. not transferred to countries without adequate protection.

In this paper, two elements are discussed in detail: obtaining informed consent and data anonymisation. These are the two components that are considered to be the most important and, at the same time, the most complex ones. Confidentiality is another important element. In several countries, such as the UK, there is a law on confidentiality (ESDS, 2004a). But, independently of whether such a legal background exists or not, researchers should feel obligated from an ethical point of view to handle information in a confidential manner. ESDS (2004a) emphasises that, when an explicit statement of agreement has been made regarding the extent of confidentiality provided by the researcher towards the informant, it constitutes a contract and the abuse of this confidentiality is equivalent to a breach of contract. Such an agreement is valid even when it is only verbal. Furthermore, under certain circumstances, it does not even require an explicit agreement to commit the researcher to handle the obtained information confidentially (ESDS, 2004a). ESDS (2004a) further states that the duty of confidentiality is also binding for situations where information is passed confidentially and where sensitive data is disclosed. But which data is sensitive? The Swiss law on data protection (Bundesgesetz über den Datenschutz (DSG) of 19th July 1992, DSG, 1992, Art. 3.c) lists the following data as particularly sensitive:

- data referring to religious, political, union activities and opinions, as well as those concerning a person's world view,
- data referring to medical details, a person's private sphere or ethnicity,
- data referring to social welfare provisions,
- data referring to administrative or penal sanctions.

It is evident that the lists above are not exhaustive. Before beginning an interview, interview partners must have given their agreement to participate. This issue will be tackled in the following section.

## Seeking consent

It is an ethical standard that informants have the possibility to give their consent freely to participate or not. Consent is defined by the EU Directive 95/46/EC/24/10/1995 as "any freely given specific and informed indication of his [sic] wishes by which the data subject signifies his agreement to personal data relating to him being processed" (ESDS, 2004a). According to this definition, there must be active communication between the parties. Hence consent cannot be inferred from a lack of response to a communication (ESDS, 2004a). Consistent with these insights, Corti et al. (2000: chap. 2.1) demand that interviewees must be aware of their right to refuse participation and be reminded of their right to renegotiate consent during the research process.

dure. Sin (2005: 286) alerts researchers to the fact that providing consent does not include a guarantee for completing the interview (see also Miller and Bell, 2002: 65). Rock (2001: 7) further stresses that even when consent is obtained, researchers should remain aware of the scope of the consent and of the expected use of the data (see also ESDS, 2004b).

Furthermore, consent must be based on adequate information about the study the participants are going to be part of (Parry and Mauthner, 2004: 146). Hence, interviewees have to be informed as completely as possible and in terms comprehensible to them what the research is about, who is undertaking and financing it and why and how it will be disseminated (Parry and Mauthner, 2004: 146). But the extent to which participants can ever be fully informed is hotly disputed (Sin, 2005: 281). Corti et al. (2000: chap. 2.1) emphasise that “we should never assume that all participants have a detailed appreciation of the nature and aims of academic research”. On the other hand, it is problematic to make a judgment on who is able to give informed consent (Sin, 2005: 280). Furthermore, consent alone does not absolve researchers from the responsibility to anticipate and guard against potentially harmful consequences for participants (Parry and Mauthner, 2004). Finally, the traditionally reflexive and iterative process of qualitative research renders a “once only” consent insufficient, as new research questions arise during the research process (Parry and Mauthner, 2004: 146; Sin, 2005: 281). Miller and Bell (2002: 54-55) emphasise that the final research findings may have little in common with the initial aims of the project presented to the interviewees as a basis for them to decide whether or not to participate. For the authors, this situation raises the question of what the participant is consenting to. Is consent limited to the participation in research in terms of being interviewed? Or does participation include reading and commenting on transcripts and the analysis of the data? For this reason, a “process consent” is demanded and is indeed more appropriate. But the requirements of such a “process consent” might be impossible to meet during secondary use of a data set because informants can no longer be contacted since their identity has been concealed for data protection purposes (Parry and Mauthner, 2004: 146). This shows that one component of data protection can hinder the requirements of another element from being fulfilled; this is the complexity of data protection.

On the other hand, a high level of consent makes it possible to present sensitive information according to a high ethical standard. In their study on the norms and practice of the cantonal flood protection authorities, Zaugg et al. (2004) involved informants in the transcription and data preparation procedure. Telephone interviews were conducted with civil servants from the cantonal offices. Notes were made of these interviews. The minutes were then returned to the interviewees with the request that

they check it for accuracy – so as to avoid misunderstandings – and completeness – to allow for specifications and complement. In his study of institutional changes in Swiss flood protection since the 1970s, Zaugg (2006) even returned individual paragraphs, in which people were directly or indirectly quoted, to the respective informants. The aim of this procedure was to ensure that the researcher could not be blamed for having included false information. By giving explicit confirmation (i.e. by signing), participants stated that they had seen the respective paragraphs and gave their approval for their statement to be reproduced as fully representing their position in a clear and appropriate way. Moreover, this manner of seeking consent allows the scientist to verify and review his or her interpretations. Hence, when participants disagree with the scientist's interpretations, it gives the latter the chance to revise his or her views on the topic. But such situations can also become very complex and the researcher can find herself or himself entangled in contradictions where she or he has to decide what or who is "right". These procedures of seeking consent are obviously very time-consuming and complex and must be factored in from the very beginning of research projects. Despite this, they are indispensable for publications presenting statements or data that can be traced back to an individual by insiders or others. Furthermore, involving informants in analysis encourages their more active participation and allows for more reflected interpretations and hence results in scientific surplus.

Sin (2005) demonstrates through the example of a survey of elderly people that seeking consent is a highly dynamic process. The participants in a national survey agreed to take part in a follow-up study. When these participants were contacted to arrange a date for an interview, a considerable number refused to participate again. Sin therefore concludes that "seeking and giving consent is an extremely complex process" and proper procedure does not ensure final consent (*ibid.*: 285). The example further demonstrates that consent "cannot be taken for granted at any stage of the research process" (*ibid.*: 285-286). Sin (2005: 281-282, 286-287) lists four factors that constitute the ephemeral and ever-changing character of consent:

1. Depending on how definitions of consent are put into practice and on who is dealing with them, the expectations of what constitutes adequate consent may vary.
2. An interview usually consists of topics of varying degrees of sensitivity. Yet the sensitivity of issues is relative to and dependent on the perception and experience of the interviewees.
3. The different phases of a research project call for different forms of participation from the interviewees' side.
4. The extent to which researchers are committed to ethical issues varies from person to person. This might pose problems to team research.

The practical side of obtaining consent is often understood as ensuring that there is a signature at the bottom of a form where the purposes and requirements of the interview are listed. While this method renders the consent traceable by others, it should also be considered that such a procedure adds a very formal character to the interview. This formality can act as a deterrent and embarrass people. Therefore, the ESDS (2004a, section “Consent”) notes that consent should be obtained “preferably in writing, but clear and unambiguous verbal consent will suffice”. For further practical guidelines on securing consent, see ESDS (2004a, section “Consent”).

After the interview, considerations on data anonymisation have to be addressed – dependent on the issues discussed in interviews, the personal wishes of the interview partners and the intended use and dissemination of the data.

## Data anonymisation

Data anonymisation is generally understood as “the deliberate changing of, or concealment of, the name (and hence, identity) of someone or something” (Rock, 2001: 1). Names and all other details that make the identification of people possible are called identifiers. ESDS (2004b) differentiates between direct and indirect identifiers. Direct identifiers include names, addresses including postcode information, telephone numbers etc. Indirect identifiers include “information that when linked with other publicly available sources, could result in a breach of confidentiality”, such as geographical information, workplace/organisation, education, institution or occupation.

Hauser et al. (1998: 4) differentiate between absolutely and factually anonymised data: For absolutely anonymised data sets, “it must not be possible for anybody even with a vast additional knowledge about one or all units in the sample to find out the identity of any unit”. Of course, this is an extremely strong restriction and may result in unacceptable distortion of the data. Therefore, factual anonymisation is in many cases more appropriate. Factual anonymisation does not completely conceal identity. A person’s identity can be revealed if the reader has additional knowledge. Factual anonymisation can only be used when the researcher can assume that users of the data have limited knowledge, thereby ensuring that they will not be able to identify informants. Additionally, potential users should be limited to well-defined groups of scientists that can be held responsible if the ethical code of data protection is violated.

An example of factually anonymised data is the thesis of Gamper (Gamper, 2004: 12). In his study of institutions of forest use in Nepal, he shows how different groups use different forest patches for different purposes. In Nepal, forests provide house-

holds with basic resources such as fodder, fuel wood, construction materials for agricultural appliances and medicinal plants, as well as serving as hunting and grazing land. The study by Gamper (2004) reveals that many people use forests illegally. Due to this illegal activity, respondents must not be identifiable. As the data was collected in small villages, only removing the names would not have been sufficient to conceal identity. Hence, the names of the villages were replaced by pseudonyms and only the district name was revealed. But the article contains a location map. Though the map does not contain location names, it does mean that the study area can be identified by people familiar with the setting. The map was considered indispensable as it illustrates the patterns of forest use by the different groups. Thus, the article cannot provide absolute anonymity, as this would have meant an unacceptable loss of information – but nevertheless informants are protected from direct consequences resulting from the publication of their illegal activity.

Steimann's (2004) study is another example from forest management research. Steimann investigated the relationships between the employees of the state forest department and the local population in the North-West Frontier Province (NWFP) of Pakistan. For this purpose, Steimann interviewed forest officers of lower levels in the hierarchy about their working conditions. In doing so, sensitive issues such as their relationships to colleagues and supervisors, salaries, bribery and other illegal practices relating to forestry came up. In this setting, guaranteeing confidentiality was a prerequisite for obtaining any information at all; it also had implications for the interview situation as well as for the presentation of the findings. Providing anonymity for the informants included Steimann having to work with an interpreter with absolutely no connections to the forest officers and making sure that no third party was around. For the presentation of the data, anonymisation included concealing details about the place and date of the interviews, since this information would have easily betrayed the informants' identity. The statements of local informants without any official function were also anonymised, but the location of the interview could be named, as many interviews were conducted in each village and hence identification of individuals was impossible. This example shows that the appropriate level of anonymisation depends to a great extent on the context and the issues to be discussed.

By contrast, in the study of Landolt (2004), location names were not concealed, as the research objective was a comparison of different municipalities of selected "socio-geographical milieus" (German: "sozialgeografische Milieus") in the canton of Zurich regarding how foreigners were perceived. The names of the places under study could have been replaced by pseudonyms, but this technique of data protection was unnecessary as other methods of anonymisation were applied. Firstly, one key criteria for the selection of the municipalities to be investigated through semi-structured group

discussions was the number of inhabitants: it must exceed 1,000. This population size prevents identification by people who have not participated in the group discussions themselves, even if they live in the community. But in a municipality with 1,000 inhabitants, people still know each other quite well and participants' identity could be betrayed by characteristic phrases, statements or opinions. Therefore, the results were presented as depersonalised statements of the whole group in order to make it impossible for non-participants to identify the informants. Thus place-names were maintained – allowing follow up studies, for example – without curtailing informants' privacy.

As a general principle, all data that contains sensitive personal information that may harm the respondent him- or herself or a third party – such as the illegal activity of informants mentioned earlier – have to be disconnected from data that could make it possible to identify an individual. In addition, data that opens someone to ridicule or scandal – as well as any the informant wishes to keep confidential – must be anonymised. Parry and Mauthner (2004: 148) state that the problem with this requirement is that often it is the researcher who differentiates between sensitive and non-sensitive data according to her or his consideration. In fact, respondents might place a very different emphasis on what they consider sensitive, because “these are personal, not just scientific and professional matters” (Rock, 2001: 4-5). It can be assumed that the gap between researchers' and informants' considerations widens the greater the cultural distance between them. Hence, this issue should be of special concern in development studies, since “we cannot know in advance the belief systems of the communities we are studying” (Rock, 2001: 5-6).

Grinyer (2002) supports the above statement by stressing that researchers should be careful about making judgements on behalf of others, however well-intentioned they may be. For her, it cannot be assumed, even for sensitive issues, that everybody wishes her or his information to be anonymised. This challenge to orthodox ethical (and legal) principles is a conclusion of her research with parents of young people suffering from cancer. The majority of the informants explicitly wished to have their own names published. Interviewees felt as if they were losing ownership of their stories and wished to be acknowledged by name. Thus Grinyer (2002) concludes that the issue of “identity/anonymity is more complex and less predictable than it might at first appear and may problematise some of the ethical and legal requirements for good practice”. The above example provides evidence of the complexity of data anonymisation. Researchers not only have to find a balance between providing privacy and preventing the loss of important information, but also between providing privacy and preventing a “loss of ownership” (Grinyer, 2002). To find an appropriate ba-

lance is the task of every researcher and has to be addressed one-on-one with each respondent (Grinyer, 2002).

Müller (2001) was confronted with another challenge to standard ethical principles. In his study on participative practices in nature conservation projects in Switzerland, he interviewed several stakeholders. In order to facilitate open and free discussions, interviews were not taped and they were assured of confidentiality. Furthermore, the issue of the extension of the conservation area was very present and highly controversial at the time of field-work. For these reasons, Müller concealed his informants' names. However, an important stakeholder criticised data anonymisation. According to this person, data anonymisation was unscientific for an issue of public importance, since informants could not be held responsible for what they said – the very aim of anonymisation being indeed to protect people from possible (negative) consequences resulting from their statements. Though in this particular case the criticism cannot be regarded as scientifically relevant, the example shows that data protection can also lead to animosity and disagreement (see Müller & Kollmair 2004).

Parry and Mauthner (2004: 145) introduce an issue that is rarely discussed: *the researcher's anonymity*. As qualitative researchers view themselves as part of the research process, it is common for them to reveal personal information related to the research topic. However, researchers' identities are impossible to conceal and therefore their anticipation of the data being archived and hence open to outside scrutiny can influence their behaviour in the field, even to the point of compromising quality of the interviews.

Critical voices are raised about data anonymisation in general. Corti et al. (2000: chap. 4) have reservations about the feasibility of data protection. They ask:

*“Is it really possible to completely disguise a workplace or a village or the central characters in the drama? The situation is even more complex when we begin to think about other researchers re-using data they have not collected themselves. How can we ensure that respondents are suitably protected? Can we trust re-users to act responsibly?” Anonymisation can, in fact, be impossible in some cases. For instance, when the “number of the respective observation units is so small that it is possible to identify them already with very little additional information” (Hauser et al., 1998: 5).*

Even if names are removed or replaced, the identity of a person may be betrayed by a report, which describes in detail an individual's circumstances that may allow a third party to identify that person (Lancaster University, 2002). This is the case in Böhnisch's (1999) study of the social practices, roles and relationships of 20 spouses of top managers. The scientist faced difficulties in arranging interviews due to the informants' mistrust of researchers and their reluctance to be the object of public de-

bates. The data consisted amongst other things of information on family origins, their living circumstances and the milestones in their husbands' careers. This information is so specific it would have betrayed their identity; to tackle this and meet the informants' need for privacy, Böhnisch decided to anonymise his informants' names as well as information about their curriculum vitae and activities. This does not mean that the data is imaginary, however, as the structure of each specific life story was kept (Böhnisch, 1999: 245).

However, Parry and Mauthner (2004: 144) warn against resorting to falsifying non-essential information in order to protect participants in cases like the one mentioned above, where particularly sensitive research data is indispensable for analysis or where respondents are especially vulnerable. It should also be kept in mind that modifying the context renders secondary use of the data problematic; the difficulty lies in differentiating between essential and non-essential data and in who – the researcher or the respondent – should undertake this differentiation (Parry and Mauthner, 2004: 144).

The considerations discussed above show that data anonymisation is a process of balancing between different requirements. While informants' privacy must be assured, as much information as possible should be left in the data set. In fact, not all data needs to be anonymised and it is worth thinking, for all the reasons given above, about which data must be anonymised and which can be left unmodified.

After all these general, theoretical and critical considerations, practical advice is due. This is the focus of the following section.

## **Anonymisation in practice**

There are various existing guidelines for data anonymisation. Corti et al. (2000) present a list of guidelines of different research disciplines (such as anthropology and psychology). Parry and Mauthner (2004) especially commend the guidelines and expertise of oral history (British Social Association, 2002). Such guidelines can be used as orientation when designing data anonymisation procedures and the specification of anonymisation needs and requirements. Nevertheless, the usefulness of such guidelines should not be overestimated, as "one size can never fit all" (Corti and Wright, 2002, cit in. Bishop, 2005: 334). Therefore, guidelines often have to be considered "suggestive and general, not prescriptive and particular" (Bishop, 2005: 334). Furthermore, guidelines are not sufficient on their own, since they do not contain any practical hints on how one should actually conduct data protection procedures. Some practical hints are presented below.

In general, there are three questions for a good data protection design that have to be answered by scientists before embarking on a research project:

- At what point in the research process should data anonymisation be conducted?
- Which data has to be changed or removed?
- How is the data to be modified?

### **When within the research process should data anonymisation be conducted?**

Generally, data protection considerations should be an issue at every stage of the research process. Rock (2001: 16) states that anonymisation of data may be conducted

- a) from the very beginning (i.e. no names are noted),
- b) at the transcription stage (here a decision will be necessary if the raw data is to be removed or retained, about allowing access to names, etc.) or
- c) just before publishing.

Of course, the best procedure is to decide at an early stage, e.g. by designing the research outline, where the main data protection procedure will be realised and bearing the issue in mind throughout the whole research process. In the following table, there is a list of possible questions for each stage of the research cycle (see Figure 17).

Rock (2001: 1-2) advises against the blind implementation of simple definitions of data protection as introduced at the beginning of this section. He lists two potentially dangerous assumptions that underpin the definition of data protection as the concealment of the informant's name: firstly, by emphasising "name", it is implied that anonymisation is reached by just altering or removing names, whereas other personal details remain in the data. Secondly, altering and removing names is equated with concealing identity; but other features, such as typical terms or expressions, can also betray identity.

The aim of data protection is to save as much information as possible in a way that is compatible with the data protection requirements and ethical guidelines (without losing information, for reasons of effective analysis, that might prove to be useful at a latter stage). Names and addresses in particular, but also the date and place of recording, unusual topics or turns of phrase, are removed from, or modified, in the raw data set (Rock, 2001: 9). Rock (2001: 9) emphasises that whatever informants wish to be removed or replaced must, in any case, be concealed or modified. In his paper, Rock (2001: 21) presents a check-list for linguistic data, which is also useful for other qualitative research. He finally concludes that the items to be removed or replaced depend on the data, the data users, the research question and – last but not least – the informants' needs (2001: 9-10).

Fig. 17: Questions for designing data protection procedures within the research process

Stages in the re-search process	Questions relevant for data protection
Defining research questions	Is the research question basically compatible with data protection? Will there be enough informants prepared to talk about this issue?
Formulation of hypothesis and operational definitions	Can the required data be processed and presented in a way that does not violate informants' privacy?
Methodological considerations	How can confidentiality be established? Which information is passed to participants before obtaining consent? How is consent obtained? (oral or written; either way, it must be explicit)
Data collection	Should names, income, and other potentially sensitive data be collected? Is this information really needed? Are there any questions which require a reconfirmation, during or after the interview, of the consent given initially?
Data preparation	Which items have to be removed or replaced? Should data anonymisation be made during transcription or afterwards? Has raw data been removed or maintained (in order to allow access to original data)? If the data will be made accessible for secondary use: are the people who have access to the data set reliable? Which control mechanisms are needed?
Analysis and interpretation	In the case of changing research questions and aims, or if secondary use is planned: can the informed consent be extended to the new research questions and aims, or is new consent needed?
Reporting and publication	Is there any sensitive data that still remains in the text? Is it necessary to consult informants again before publication? Who will read the article? Are special sanctions or measures required for this specific audience?

Source: own draft.

### How is the data modified?

Identifying details can simply be deleted or concealed; or they can be modified by replacing them with pseudonyms, for instance. Rock (2001: 11-15) presents a variety of suggestions for pseudonyms, as shown in Figure 18. He basically differentiates between the alternatives of using codes or names as pseudonyms on the one hand, and removing a part of the identifier as a partial anonymisation on the other hand. While research reports with names instead of codes are easier to read, codes allow the introduction of a certain logical structure into the pseudonyms. A basic code, for instance,

can include the information of location, sex and individual. This information is transparent only to the researcher. The code VP3 may stand for the third female participant interviewed in the city of Zurich.

Fig. 18: Typology of pseudonyms

Type	Name	Explanation	Example
Code	basic codes	Any variable or combination of variable can be used	'XXX', 'XXY', 'XYX', ...
	sex-based codes	The sex of the informant appears in an indexed code	'f1', 'm1' (f for female, m for male)
	role codes	This pseudonym indicates the role or function of the informant during the interaction	'd1', 'p1' (d for doctor, p for patient)
	name-based codes	Real names are replaced by the initials	'K. M.' for Karin Meier
Replacing names with names	fictitious names	Imaginary names, which do not exist in the real world are used. This method makes any confusion impossible	'Brunnenwil' for Hergiswil
	non-fictitious names	Existing names different from the informant's or place's name. Regarding personal names, the sex representation is often maintained, i.e. female names are always replaced by female names.	'Sarah Müller' for Karin Meier
Partial anonymisation		One part of the name is maintained.	'Karin' for Karin Meier

Source: own draft based on Rock (2001: 11-15).

For digital text, search-and-replace techniques render the procedure quite efficient. Finally, each transcript and interview note should be carefully proof-read to ensure that other more subtle but obvious clues to a character, place or institution have been removed (Corti et al., 2000: chap. 4.3). This, of course, is the most resource-intensive process.

What may not on any account be missed out of an anonymised research report is the indication that names (or whatever) have been anonymised.

## Conclusion

This contribution has shown the manifold aspects and nuances of data protection in social science. It has hopefully been made clear that data protection is a complex and dynamic endeavour that might require intensive communication between researchers and informants. Data protection is a complex issue because, on the one hand, people have different needs of privacy and, on the other hand, data protection may conflict with the research requirements of information. Additionally, data protection is a dynamic process because ethical considerations should form an ongoing component of the research process. In this article, we have particularly focused on seeking consent and data anonymisation as the two main elements of data protection.

The dynamic character of seeking consent is of special importance for qualitative research. As the focuses of research often shift during the research process, it might be necessary to obtain consent a second time. Other reasons for reconfirming consent are requests from other researchers to use the data set too, or because the study will be published, when this was not the initial intention.

However, data protection does not mean achieving absolute anonymisation in every case. For each research project, an adequate level of data protection has to be found. Data sets that will be archived and made accessible to other scientists or published require a higher level of data protection than data sets for exclusive analysis by the researcher who collected the data or ones that will not be published. Furthermore, we should bear in mind that anonymisation is not the only strategy to preserve confidentiality (ESDS, 2004b). Combining it with other strategies might allow a lower level of anonymisation and thus save important information. To choose the appropriate level of anonymisation is a task that requires flair and sensitiveness on the researcher's part. It is an ethical responsibility of each scientist. The key issue of data protection in social science is to address the issue when interviewing people and readdress the issue as and when required. For example, if an atmosphere of confidentiality is established during an interview and the informant reveals very personal information, consent should be obtained again at the end of the interview. However, as we have stressed in this article, obtaining consent does not absolve researchers from their responsibilities, as we can never assume that our informants can fully assess the consequences of our research, however well informed they may have been at the time.

## Bibliography

- Barnes, J. (1979): *Who Should Know What? Social Science, Privacy and Ethics*. Cambridge University Press.
- Bishop, L. (2005): Protecting Respondents and Enabling Data Sharing. Reply to Parry and Mauthner. In: *Sociology*, 39(2), pp. 333-336.
- British Sociological Association (BSA) (2002): Statement of Ethical Practice. From: [http://www.britisoc.co.uk/new\\_site/user\\_doc/Ethicsguidelines2002.doc](http://www.britisoc.co.uk/new_site/user_doc/Ethicsguidelines2002.doc), 24-03-2005.
- Böhnisch, T. (1999): *Gattinnen. Die Frauen der Elite. Kritische Theorie und Kulturforschung*, Vol. 2. Westfälisches Dampfboot, Münster.
- Corti, L., Day, A. & Backhouse, G. (2000): Confidentiality and Informed Consent. Issues for Consideration in the Preservation of and Provision of Access to Qualitative Data Archives. From: [http://www.qualitative-research.net/fgs\\_texte/3-00/3-00cortietal-e.htm](http://www.qualitative-research.net/fgs_texte/3-00/3-00cortietal-e.htm), 23-03-2005.
- Economic and Social Data Service (ESDS) (2004a): Ethical and Legal Considerations. From: <http://www.esds.ac.uk/aandp/create/ethical.asp>, 31-03-2005.
- Economic and Social Data Service (ESDS) (2004b): Identifiers and Anonymisation. Dealing with Confidentiality. From: <http://www.esds.ac.uk/aandp/create/identguideline.asp#back>, 31-03-2005.
- Eidgenossenschaft, B.d.S. (1992): Bundesgesetz über den Datenschutz (DSG) vom 19. Juni 1992 (Stand am 3. Oktober 2000).
- Eidgenossenschaft, B.d.S. (1992): Bundesstatistikgesetz (BStatG) vom 9. Oktober 1992 (Stand am 18. April 2000).
- Gamper, S. (2004): *Institutional Arrangements of Forest Use in Nepal. Local Realities Beyond Community Forestry*. Master Thesis, University of Zurich, Zurich.
- Grinyer, A. (2002): The Anonymity of Research Participants. Assumptions, Ethics and Practicalities. In: *Social Research Update*, 36. From: <http://www.soc.surrey.ac.uk/sru/SRU36.html>, 23-03-2005.
- Hauser, R., Wagner, G.G. & Zimmermann, K.F. (1998): Memorandum on the Requirements for Empirical Economic Research and for Empirically Supported Economic and Social Policy Advice. A revised and updated version of a statement published in *Allgemeines Statistisches Archiv*, 82, pp. 369-379.
- Kluge, S. & Opitz, D. (2000): Computer-aided Archiving of Qualitative Data with the Database System "QBiQ". In: *Forum Qualitative Research*, 1, 3. From: [http://www.qualitative-research.net/fgs\\_texte/3-00/3-00klugeopitz-e.htm#g41](http://www.qualitative-research.net/fgs_texte/3-00/3-00klugeopitz-e.htm#g41), 02-05-2003.
- Lancaster University (2002): Research. From: <http://www.dpa.lancs.ac.uk/approved/Research.doc>, 02-05-2003.
- Landolt, S. (2004): *Das sozialgeografische Milieu und die Wahrnehmung des Fremden*. Unpublished master thesis, University of Zurich, Zurich.
- Miller, T. & Bell, L. (2002): Consenting to What? Issues of Access, Gate-keeping and "Informed" Consent. In: Mauthner, M., Birch, M., Jessop, J., Miller, T. (Editors), *Ethics in Qualitative Research*. Sage Publications, London, Thousand Oaks, New Delhi, pp. 53-69.
- Müller, U. (2001): *Wie funktioniert Partizipation bei Naturschutzvorhaben in der Schweiz? Untersucht am Beispiel der Erweiterung des Schweizerischen Nationalparks*. Unpublished master thesis, University of Zurich, Zurich.

## Gesellschaft und Raum – Konzepte und Kategorien

- Müller, U. & Kollmair, M. (2004): Die Erweiterung des Schweizerischen Nationalparks: Der Planungsprozess 1995-2000, betrachtet aus partizipationstheoretischer Sicht. *DISP*, 159(4/2004): 44-51.
- Parry, O. & Mauthner, N.S. (2004): Whose Data are They Anyway? Practical, Legal and Ethical Issues in Archiving Qualitative Research Data. In: *Sociology*, 38(1), pp. 139-152.
- Rock, F. (2001): Policy and Practice in the Anonymisation of Linguistic Data. In: *International Journal of Corpus Linguistics*, 6(1), pp. 1-26.
- Sin, C.H. (2005): Seeking Informed Consent. Reflections on Research Practice. In: *Sociology*, 39(2), pp. 277-294.
- Steimann, B. (2003): Decentralization and Participation in the Forestry Sector of NWFP, Pakistan. The Role of the State. Unpublished master thesis, University of Zurich, Zurich.
- Zaugg Stern, M. (2006): Philosophiewandel im schweizerischen Wasserbau – Zur Vollzugspraxis des nachhaltigen Hochwasserschutzes. Schriftenreihe Humangeographie, Vol. 20. Geographisches Institut, Universität Zürich, Zürich.
- Zaugg, M., Ejderyan, O. & Geiser, U. (2004): Normen, Kontext und konkrete Praxis des kantonalen Wasserbaus. Resultate einer Umfrage zu den Rahmenbedingungen der kantonalen Ämter oder Fachstellen für Wasserbau bei der Umsetzung der eidgenössischen Wasserbaugesetzgebung. Schriftenreihe Humangeographie, Vol. 19. Geographisches Institut, Universität Zürich, Zürich.



## Schriftenreihe Humangeographie

- Vol. 16 A. Scheller: **FRAU MACHT RAUM** – Geschlechtsspezifische Regionalisierungen der Alltagswelt als Ausdruck von Machtstrukturen.  
Mit einem Vorwort von B. Werlen  
(164 pp. 1995, CHF 25.–)
- Vol. 17 N. Backhaus: **Zugänge zur Globalisierung** – Konzepte, Prozesse, Visionen.  
(256 pp. 1999, CHF 29.–, ISBN 3-906302-00-8)
- Vol. 18 N. Backhaus und M. Steinemann: **Leitfaden für wissenschaftliches Arbeiten**.  
(100 pp. 2002, CHF 10.–, ISBN 3-906302-01-6)
- Vol. 19 M. Zaugg, O. Ejderyan, U. Geiser: **Normen, Kontext und konkrete Praxis des kantonalen Wasserbaus** – Resultate einer Umfrage zu den Rahmenbedingungen der kantonalen Ämter oder Fachstellen für Wasserbau bei der Umsetzung der eidgenössischen Wasserbaugesetzgebung.  
(96 pp. 2004, CHF 20.–, ISBN 3-906302-02-4)
- Vol. 20 M. Zaugg Stern: **Philosophiewandel im schweizerischen Wasserbau** – Zur Vollzugspraxis des nachhaltigen Hochwasserschutzes.  
(371 pp. 2006, CHF 20.–, ISBN 3-906302-03-2)
- Vol. 21 N. Backhaus, M. Buschle, N. Gorgus, U. Müller, T. Moreno: **Kraft der Bilder** – Vorstellungen über Nachhaltigkeit: Ein Entscheidungsspiel.  
(104 pp., 2006, CHF 10.–, ISBN 3-906302-04-0)
- Vol. 22 N. Backhaus & U. Müller-Böcker (Hrsg.): **Gesellschaft und Raum** – Konzepte und Kategorien.  
(144 pp., 2006, CHF 12.–, ISBN 3-906302-05-9)
- Vol. 23 G. S. Gurung: **Reconciling Biodiversity Conservation Priorities with Livelihood Needs in Kangchenjunga Conservation Area, Nepal**.  
(192 pp. including a map, 2006, ISBN 3-906302-06-7)

Ältere Bände können auf Anfrage bestellt werden, siehe auch:

<http://www.geo.unizh.ch/human/research/publications/publibooks.html>